Günther's
Bibliothek deutscher Original-Romane.
Herausgegeben
unter
Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.
XXXI. Jahrgang. 7. Band.

Frauen-Liebe und Leben.

Erzählungen

von

A. Godin.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1876.

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXXI. Jahrgang. 7. Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

1876.

Frauen-Liebe und Leben.

Erzählungen

von

A. Godin.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1876.

Das Erkennungszeichen.

1868.

Motto:
Die größte Strafe für einen Fehler ist, ihn begangen zu haben.
Seneka.

Erste Abtheilung.

Helene.

I.

In einer ziemlich entlegenen Straße Bamberg's erhebt sich ein Gebäude von bedeutender Ausdehnung: das städtische Spital. Früher ein gräfliches Besitzthum, das aus zwei einzelnen Häusern bestand, ward es vor Jahren für den gegenwärtigen Zweck durch einen Mittelbau vereinigt, dessen Fronte hart an der Landstraße liegt, während die Rückseite von großen, schattigen Gärten begrenzt wird, die sich bis an das Ufer der Regnitz hin erstrecken.

Die untergehende Sonne eines Apriltages warf ihre letzten Strahlen in ein Parterrezimmer dieses Krankenhauses, und erhellte die Physiognomie des hohen,

etwas düsteren Gemachs. Es war ein Zimmer von ungewöhnlicher Tiefe, zwei Fenster desselben gingen nach der Straße, zwei andere, correspondirende nach dem Garten, dessen alte, beschattende Bäume wohl immer eine gewisse Dämmerung in jenem Theile des Raumes erhalten mochten.

An einem der Gartenfenster war offenbar das Lieblingsplätzchen des Bewohners. Ein viel gebrauchter, trefflich gepolsterter Lehnstuhl stand vor einem soliden Tische mit geschweiften Füßen, der mit Büchern, Rauchapparat, und, eben jetzt, mit einer ziemlichen Anzahl uneröffneter Briefe bedeckt war. Weit ernsthafter blickte ein großes, mit grünem Tuch bezogenes, neben eines der hellen Fenster nach der Straße zu gerücktes Schreibpult drein, neben dem sich ein Bücher-Repositorium erhob, das fast bis zur Decke reichte. Im Contrast mit der übrigen einfachen Einrichtung stand an der langen Wand, der Thüre gegenüber, ein großer, noch neuer Flügel, dessen besonders schöne und sorgfältige Holzarbeit auf ein werthvolles Instrument schließen ließ. Das Zimmer war leer. Es war ganz still darin, nur die Münchner Schnitzuhr an der Wand tickte in regelmäßigem Gange, sonst rührte sich nichts.

Nun aber klirrte das Schloß der Zimmerthüre; von rascher Hand ward ein Schloß gedreht, und der

Besitzer des Raumes trat ein. Er mochte nicht weit gewesen sein, denn er war in Hauskleidung, ohne Handschuhe und Kopfbedeckung; dennoch flog sein Blick durch das Zimmer, als prüfe er die vorhandenen Gegenstände, dann ließ er sich mit einer leichten Geberde von Ermüdung im Lehnstuhl nieder. Mit Behagen streckte er die Glieder und öffnete das Fenster, zu dem der eigenthümlich schwache Duft von jungem Laub und Baumblüthen hereinströmte, der in dieser Jahreszeit nach Sonnenuntergang, noch wie ein Abschiedshauch des schaffenden, drängenden Tages durch die ruhenden Gärten zieht. Dann wurde eine Cigarre in Brand gesteckt, und mit ihren leichten Wölkchen zugleich schienen mancherlei Gedanken in die kühle Abendluft hinaus zu wirbeln.

Während sich der junge Mann dem Genuß eines Ruhestündchens überläßt, haben wir Muße, seiner Erscheinung einen Blick zu gönnen. Er mag etwa fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre zählen, und gehört zu jenen Gestalten, welche mehr noch die Gedanken fesseln, als das Auge. Mittelgroß, schlank, fast schmächtig, dabei aber von jener Elasticität der Bewegung, die auf eine kräftige, zuweilen eiserne Constitution schließen läßt, liegt selbst in der Ruhe, welcher er sich eben hingibt, etwas von Energie. Der fein

gezeichnete, von schlicht geordnetem, dunkelblondem Haar umrahmte Kopf ist der eines Denkers. Die helle, frei und schön entwickelte Stirne wölbt sich über Augen von unbestimmter, sich oft verdunkelnder Färbung, deren Feuer das blasse Gesicht eigenthümlich belebt, und einen stets beschäftigten, intensiven Geist verräth. Spielte nicht um die zartgeschnittenen Lippen ein Zug von Jugendlichkeit und Lebensfrische, so wäre dies Gesicht fast zu ausdrucksvoll für einen Mann seines Alters.

„Guten Abend, Schaumberg!" klang eine tiefe Stimme zum Fenster herein. Der junge Mann sprang auf und grüßte achtungsvoll. „Schon zurück, Herr Director? Die Operation gut von Statten gegangen?"

„Ganz nach Erwartung", entgegnete der Befragte; „nichts Neues im Hause?" —

„Nichts von Belang, ich komme eben aus den Sälen zurück; viele Anmeldungen aber, wie es scheint, sehen Sie die reichhaltige Correspondenz, welche mit der letzten Post eingegangen ist! Ich will mich jetzt daran machen."

„Viel Vergnügen!" winkte der Director, „hier haben Sie auch die Zeitung, nichts darin heute, als lauter Projekte zu Festivitäten. Die Königin kommt wirklich nächste Woche her, und soll zwei Tage bleiben. Verdammte Langweilerei! Meine Weiber denken an

nichts, als an Spitzen und Bänder, und als ich heute heimkam, war das erste Wort, das mir die Mädels zum Willkomm sagten: Ball! Heirathen Sie ja nicht, Schaumberg!"

Der Assistenzarzt lachte und sah mit freundlichem Auge seinem Director nach, der durch den Garten seiner, neben dem Spital gelegenen Privatwohnung zuschritt. Inzwischen war es tief dämmerig geworden, die Cigarre ausgeraucht, und der junge Mann erhob sich, um die auf dem Schreibpult bereit stehende Lampe anzustecken. Er ergriff das Paket Briefe und setzte sich damit an den Arbeitstisch, um das letzte Berufsgeschäft für den heutigen Tag vorzunehmen. Er las aufmerksam, mitunter flog ein ernster Schatten über die feinen Züge. Und doch war er daran gewöhnt, viele Briefe dieser Art zu lesen, Briefe, die fast immer eine Fülle von Leid und Sorge in ihren engen Rahmen schließen, — Briefe, die oft genug in ungeschulten, halb unleserlichen Hieroglyphen ihr schmerzliches Anliegen berichten, — Briefe, die in zitternden Charakteren den Nothschrei eines beängstigten Gemüths zwischen den Zeilen errathen lassen, — Briefe, die, wenn sie geschäftsmäßig und gleichgültig um Aufnahme für einen Todtkranken werben, eben dadurch die Seele bewegen müssen — Anmeldebriefe für ein Spital."

Als Schaumberg ein großes, amtliches Schreiben aufnahm, fiel ihm mit leisem Knistern ein dünnes Briefchen entgegen, dessen Ecke sich in den Spalt des stattlichen Briefbogens eingeschoben hatte. Er betrachtete das kleine Schriftstück einen Augenblick, ehe er es öffnete, denn es trug allerdings ein, von der übrigen Correspondenz sehr verschiedenes Aeußere; nicht oft verirrte sich solch ein rosenfarbiges, mit zartem Parfüm angehauchtes Exemplar in die Zelle des jungen Klausners. Als er bei dem ersten Blicke sah, daß die Adresse nicht der Direction, sondern ihm persönlich galt, blitzte es in dem hellen Auge auf, und rasch war die Oblate gelöst. Während er las, stieg lebhafte Röthe ihm bis an die Stirn, er griff nach dem Couvert um die Adresse nochmals zu untersuchen. Es trug den Stempel: Stadtpost, und war mit derselben schrägen, offenbar verstellten Schrift bedeckt, wie das Blatt, welches es umschlossen hatte. Er las zum zweiten Male, ein spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen.

Der Inhalt des rosigen Briefchens war folgender:

In einigen Tagen giebt die Stadt der Königin einen Ball. Wenn Sie denselben besuchen, werden Sie die Schreiberin dieser Zeilen an einem Schmuck erkennen, der nicht wohl zu verwechseln ist. Derselbe hat die Form eines Maltheserkreuzes, und ist von

alterthümlicher Filigranarbeit, mit Brillanten besetzt. Den Mittelpunkt bildet der Buchstabe E. Wollen Sie sich der Dame nähern, an deren Halse Sie dies Geschmeide erblicken, dann schonen Sie ihre Beschämung über einen Schritt, der nur im Vertrauen auf Ihren Charakter gewagt wird. Nachdem Sie lange in der Stille beobachtet worden, hat der Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen, alle Bedenken besiegt, weil er von der höchsten Schätzung Ihres inneren Werthes ausgeht.

Ein paar Augenblicke nach der zweiten Lesung dieser eigenthümlichen Zuschrift war das feine Blatt zu einem Ballen zusammengedrückt, und flog in den Papierkorb.

„Dumme Mystifikation!" murmelte der junge Stoiker. „Natürlich wieder einer von des Assessors schlechten Witzen. Das wäre so etwas für den Patron, wenn ich, der ich nie den Fuß in einen Ballsaal setze, ihm das Vergnügen machte, auf diesen Zopf anzubeißen, und mich dann hundert Jahre lang auslachen zu lassen!"

Etwas verdrießlich nahm Schaumberg die unterbrochene Arbeit wieder auf, machte auf jeden der Briefe ein flüchtiges Memorandum, und vertiefte sich, nachdem dies Geschäft beendigt war, für die nächsten

Stunden in das Manuscript einer wissenschaftlichen Arbeit, die ihn so fesselte, daß es bereits zehn Uhr geschlagen hatte, ehe der Schluß des Abschnitts ihn die Feder niederlegen ließ. Ueberrascht sah er nach der Uhr, griff, da er nicht Lust hatte, so spät noch auszugehen, nach den Beständen seiner Junggesellenwirthschaft, die im Wandschrank solcher Fälle harrten, klingelte nach einem Glase Bier und ließ sich das frugale Abendbrod mit jugendlichem Appetit munden.

Dann schraubte er die Lampe herunter, und setzte sich an den Flügel. Nach kurzem Präludium füllten die reichen Akkorde der Appassionata den Raum, und drangen mächtigen Tones durch die geschlossenen Fenster in die Nacht hinaus. Schaumberg spielte ohne Noten, ein bedeutend entwickeltes Talent entlockte dem Instrument die vollsten Klänge. Nach dem Schlußakkorde des Tonstückes verweilte die Hand des Spielers ruhend auf den Tasten, und, erst nur einzelne Töne anschlagend, dann der augenblicklichen Stimmung immer mehr nachgebend, entwickelte sich in freier Phantasie ein schöner musikalischer Gedanke. Das Auge des jungen Mannes blickte träumerisch ins Weite und schweifte durch das Fenster über die Straße.

In dem gegenüberliegenden Hause war ein Balconzimmer der Beletage erhellt, zwar nur schwach, als

ob auch dort das Licht gedämpft wäre, aber doch hinreichend, um die Umrisse einer schlanken weiblichen Gestalt erkennen zu lassen, die, in einen hellen Burnus gehüllt, auf dem Balcon lehnte. Ein plötzlicher Gedanke zuckte durch Schaumbergs Kopf wie ein Blitz und färbte sein Gesicht mit lichter Röthe. Er brach mitten im Akkord ab, zuckte ärgerlich die Achseln und schloß den Flügel. Ehe er zu Bett ging, nahm er aber aus dem Papierkorb den mißhandelten rosenfarbigen Brief hervor, glättete ihn und verschloß ihn in einem Fache seines Schreibtisches.

II.

Otto Schaumberg war, was die Masse der Menschen einen eigenthümlichen Charakter zu nennen pflegt, ein Ausdruck, der im Grunde nichts anderes bedeutet, als ein selbstständiges Naturell.

Von Wenigen näher gekannt, galt er diesen als bedeutende Persönlichkeit. Er selbst war ein strenger Beurtheiler der einzelnen Personen, schwer zu befriedigen in der Wahl seines Umgangs. Unter den jungen Männern, mit denen er hier und da verkehrte, hatte er sich nur an einen früheren Universitätsgefährten näher angeschlossen, welcher gegenwärtig als Regierungsassessor in Bamberg angestellt war. Wäre Gleichheit der Neigungen, der Lebensweise eine Be-

dingung der Freundschaft, so würden nicht leicht zwei weniger passende Gefährten zu finden gewesen sein, als diese beiden. Assessor von Marbach war ein Lebemann, ein Freund des geselligen Treibens, ein Satiriker, der von Allem den Schaum abschöpfte, ohne sich Zeit zu nehmen, den Becher zu leeren; dennoch war sein Umgang dem ernsten Freunde zum Bedürfniß geworden. Die frische Lebendigkeit des Assessors, der Allem, woran er vorüberstreifte, etwas abzugewinnen verstand, fiel wie heiteres Sonnenlicht auf Schaumberg's begrenzte Welt und erfrischte ihn.

So begab sich denn auch heute der junge Arzt mit einem Gefühl des Behagens nach dem Bahnhofe, um den Freund, der von einer commissarischen Reise zurückkehren sollte, dort in Empfang zu nehmen. Es war bereits spät und recht kühl. Schaumberg wickelte sich fest in seinen Mantel und warf ab und zu einen Blick auf die Wenigen, welche gleich ihm auf dem Perron hin und her wanderten, und vom scharfen Ostwind unbehaglich angeweht, der Ankunft des Zuges sehnlichst entgegenharrten. Nun pfiff das Signal durch die Luft, der Bahnwärter stellte die Weichen, bald erschienen wie zwei Feueraugen die rothen Laternen der Lokomotive am Horizont, und einige Sekunden später hielt der, nur aus wenigen Waggons

bestehende Zug. Schaumberg's scharfes Auge erspähte bald den Erwarteten, eine kräftige Gestalt folgte seinem Anruf mit raschem Sprung, die leichte Reisetasche ward einem Gepäckträger übergeben, und die Freunde schüttelten sich die Hände.

„Laß Dir sagen, mein Junge", rief der Assessor, indem er den Schritt des heimwärts wandernden Gefährten mit leisem Druck auf dessen Arm aufhielt; „vorerst wäre ein Glas heißen Punsches nicht übel. Ich bin durchfroren vom Wirbel bis zur Zehe, und möchte erst ein bischen aufthauen, ehe ich die Reise bis an's andere Ende der Stadt antrete."

„Immer wie Du willst, Goliath!" nickte Schaumberg. „Nach der Restauration also, und dort, wenn Dir nicht auch die Stimme eingefroren ist, zum Reisebericht."

„Was gibt es da viel zu berichten", sagte der Assessor, indem er den Mantel zurückwarf, und es sich im warmen Zimmer bequem machte. „Du kennst ja das alte Programm! Morgens Acten, Nachmittags Besichtigung von Löchern in der Chaussee und ähnlichen interessanten Gegenständen, Abends bei dem Landrath die unvermeidlichen Feldhühner, die noch unvermeidlicheren drei Töchter und ihre ästhetischen Leistungen — dort heißt es ja in jedem Sinne: toujours perdrix!

Ich gehöre nun einmal nicht zu den Glücklichen dieser Welt, die nach einer Abwesenheit von acht Tagen Bände voll Begebenheiten erlebt haben. Und hier im alten Neste steht auch sicherlich alles auf dem alten, langweiligen Fleck, à propos aber, ich habe ja draußen gar nichts gesehen?"

„Ich auch nicht", lachte Otto, „denn es ist stockfinster."

„Nonsens! Keine Anstalten meine ich, keine Triumphbogen und Kränze, keine Fahnen und was sonst noch Alles zu dem Schwindel gehört. Heute sollte ja die Königin kommen, wie geht das zu?"

„Sie ist eben nicht gekommen. Prinzeß Mathilde hat die Masern, und so brachte schon gestern ein Telegramm die Absage. Ist Dir denn heut keine Zeitung zu Gesicht gekommen?"

„Nicht hineingeguckt. Das ist ja eine verfluchte Geschichte! Was wird denn aus dem Balle morgen?"

„Einfach nichts. Die Stadt ist froh genug, ihr Geld zu sparen, sämmtliche junge Damen packen ihre Kränze händeringend wieder ein und gewisse Herren haben umsonst correspondirt."

„Correspondirt? Und das sagst Du mit dem bekannten pfiffigen Zug um die Nase, der nur bei gro=

ßen Gelegenheiten zum Vorschein kommt. Wer hat correspondirt?"

„Keine überflüssige Heuchelei, mein sehr verehrter Freund und Briefsteller auf rosa Seidenpapier! Zum ersten Male in meinem Leben habe ich den Ausfall eines Balles bedauert, auf dem der schlechteste Witz, den Eure Ehren jemals ausgeheckt, Bankerott gemacht haben würde."

„Will ich doch jede Tochter des Landraths heirathen, sogar die, welche Verse macht, wenn ich eine Silbe von Deinen Anzüglichkeiten verstehe! Du machst mich so neugierig, wie eine Elster! Wenn es sich um rosenfarbene Briefe handelt, ist das Thema an sich schon interessant, werden aber dabei Sokrates dem Jüngeren, der über solche Allotria weit erhaben ist, die Backen so roth, wie ich dies eben vor Augen sehe, so prickelt es mich in allen Gliedern! Auf Ehre Schaumberg, ich weiß nichts von einem Briefe, der sich auf den projectirten Ball bezieht. Und jetzt beichte!"

„Sonderbar", murmelte Otto, indem er die Cigarre fortwarf und den Arm aufstützte. „Ich war überzeugt, die Sache ginge von Dir aus — pah! Was ist es weiter — hat wirklich eine Dame den Brief geschrieben, so ist diese Species jedenfalls nicht nach

meinem Geschmack! Du kannst das lächerliche Schriftstück lesen, wenn wir nach Hause kommen."

„Und das soll gleich geschehen", rief Marbach, lebhaft aufspringend. „Allons, aufgebrochen! Seh' mir einer den Duckmäuser an! Damenbriefe! Laß mich das corpus delicti nur untersuchen, als ein Mann von Praxis find' ich Dir schon die Fährte heraus!"

Plaudernd und einander neckend durchwanderten die jungen Männer die Stadt nach ihrer ganzen Länge, Schaumberg's Behausung zu. Als sie noch etwa hundert Schritte vom Spital entfernt waren, prallte bei der mangelhaften Beleuchtung jener Stadtgegend ein Mann gegen sie an. Es war der Briefträger. Um Entschuldigung bittend, sagte er: „Da Sie es sind, Herr Doctor, so darf ich vielleicht einen Brief, den ich noch hinausbringen müßte, gleich hier abgeben, und spare den Weg."

Schaumberg nahm den Brief und hielt ihn noch nachlässig in der Hand, als der in den Localitäten des Studierzimmers unseres jungen Gelehrten völlig heimische Assessor bereits Licht angesteckt hatte.

„Halloh! Abermals rosa, bei meinem Wort!" rief Marbach jubelnd. „Die Sache wird interessant — rasch, gieb mir das erste Kapitel des Romans und untersuche Deinerseits das zweite."

Schaumberg sagte kein Wort; mit dem ersten Blick hatte er erkannt, daß der eben erhaltene Brief allerdings aus derselben Hand zu stammen schien, wie jener erste, vor acht Tagen empfangene, und ein gewisses Gefühl des Verdrusses, von demselben gesprochen zu haben, überkam ihn mit plötzlicher Verstimmung. „Ich wollte, Du dispensirtest mich", murmelte er, ohne aufzublicken.

„Warum nicht gar!" lachte der Assessor. „Versprechen macht Schulden — überdies hast Du mich in falschem Verdacht gehabt, und ich verlange dafür Genugthuung. Nimm nur nicht Alles so schwerfällig, alter Junge! Beruhigt es Dein zartes Gemüth, so gelobe ich Dir mit deutschem Handschlag Discretion und Schweigen in allen Sprachen. Und nun rücke heraus mit dem ‚lächerlichen Schriftstück', wie Du es draußen titulirtest."

„Laß mich wenigstens erst lesen, was ich eben erhielt", sagte Schaumberg, schob dem Freunde eine Zeitung hin und löste dann, in die Sophaecke zurückgelehnt, die Oblate des dünnen Blättchens. Ein eigenthümlicher Zug ging über sein ausdrucksvolles Gesicht, als er nach einigen Minuten das Blatt zusammenfaltete, einsteckte und schweigend ein paar Mal auf und ab ging.

Marbach unterbrach das Stillschweigen nicht und sah mit lächelnder Spannung dem Wechsel, ja dem stillen Kampfe zu, der in den Zügen des Freundes arbeitete. „Nun ja“, sagte Letzterer endlich, indem er den Schreibtisch aufschloß und das darin verwahrte Blättchen herausnahm, „ich will Dir die beiden Briefe mittheilen, dann kannst Du mir sagen, ob sie nur meinem Einsiedlerauge so befremdend vorkommen, oder ob dergleichen in Eurer bunten Welt vielleicht zu den Alltäglichkeiten gehört. Doch mußt Du mich entschuldigen, wenn ich Dir den ersten Brief nicht ganz mittheile.“

Mit kaum unterdrückter Aufregung las Otto nun denselben vor, indem er die Bezeichnung und Beschreibung des Erkennungszeichens überschlug. Der zweite Brief, den er darauf dem Freunde gab, lautete so:

„Ein wohlwollendes Geschick hat mir die Strafe für den Leichtsinn erspart, der meinen früheren Brief an Sie dictirte. Seit ich ihn in Ihren Händen weiß, habe ich mir schon unzählige Male gesagt, daß Ihre Geringschätzung Alles sein dürfte, was dieser unweibliche Schritt mir eintragen würde, und doch hätte ich vielleicht nicht die Kraft gehabt, dem Ihnen vorgeschlagenen Zusammentreffen selbst auszuweichen. So danke ich denn dem Himmel, daß es sich ohne mein

Zuthun anders fügte, und schreibe diese Zeilen nur, um Ihnen zu sagen, daß ich es für immer aufgegeben habe, dem Geschick abtrotzen zu wollen, was es nicht freiwillig gewährt. Sie werden nie wieder von mir hören; fühlen Sie sich aber im Laufe der Tage oder Jahre jemals einsam, dann sei es für Sie ein freundlicher Gedanke, daß ein Herz warm für Sie schlägt und bis zu seinem letzten Athemzuge Ihr Bild festhalten wird."

Marbach's Gesicht hatte, während er las, den spöttischen Ausdruck verloren, mit dem er begonnen. „Und Du hast keine Ahnung?" sagte er aufblickend.

„Nein", entgegnete Otto, während doch eine verrätherische Gluth bis zu seinen Schläfen aufstieg.

„Hm!" meinte der Assessor, indem er ein Lächeln unterdrückte, „was haben wir denn für Anhaltspunkte? Man hat Dich seit längerer Zeit beobachtet — das könnte also nur eine Spitalpatientin oder eine Nachbarin sein, denn in unserem Club wird die liebenswürdige Schriftstellerin Dich schwerlich beobachtet haben, und sonst sieht man Dich ja nur wie eine Figur der camera obscura, auf Deinen Spaziergängen. Daß sie den gebildeten Klassen angehört, sagt uns der zweite Brief mehr als der erste, dessen Romantik allenfalls noch einer durch Leihbibliotheken gebildeten Putz-

macherin entsprechen würde. Dieses Genre reicht aber doch nicht in die Scala des Ausdrucks hinauf, den wir hier vor uns haben. — Als echter Ritter bist Du wohl entschlossen, das rosa Band oder die blaue Blume des Erkennungszeichens um keinen Preis zu verrathen?"

„Nein", sagte Schaumberg schroff.

„Nur piano, mein Sohn, ich setze Dir keine Pistole auf die Brust, aber ganz entrinnen sollst Du mir nicht, ein Examen mußt Du aushalten. Wie steht es mit der Spitalpatientin?"

Otto lachte. Die Gestalten all' der alten und jungen Gesichter, die ihn täglich aus großen Hauben anblickten und ihre Leiden klagten, im Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Gesprächsstoff zu bringen, erschien ihm doch allzu grotesk. „Warte, mein Schatz", sagte er mit gutmüthigem Spott. „Nächster Tage nehme ich Dich einmal mit in meinen ‚Damenkrankensaal', da kannst Du Dir unter den vorhandenen Figuren den Typus einer Romanheldin heraussuchen. Du wirst vortreffliche Modelle finden, nur schade, orthographisch schreiben können sie gewöhnlich nicht."

„Eine Nachbarin also", entgegnete Marbach, ohne eine Miene zu verziehen, und schritt dem Fenster zu. Ein unwilliger, fast zürnender Ausdruck glitt hinter seinem Rücken über die Stirn des Freundes und glät-

tete sich nicht, als der Assessor, der mit einem Scherzwort den Fensterflügel geöffnet hatte, plötzlich abbrach und lauschend stehen blieb. Aus dem Hause drüben klang der Gesang einer vollen Altstimme herüber. Deutlich erkannten die Freunde die mächtige Melodie des Liedes: Am Meer, von Schubert.

Als die Sängerin geendet, schloß Marbach leise das Fenster und sah Otto mit eigenthümlichem Blick in die Augen. „Duckmäuser", sagte er halb ernst, „Deine nächste Nachbarin wäre denn ohne Zweifel die schöne Wittwe."

„Welche Albernheit!" fuhr Schaumberg auf.

„Eine schöne Wittwe", sprach der Freund unbeirrt, „fünfundzwanzig Jahre, reich, interessant, Freier so viel wie Penelope selig, wählerisch wie jede verwöhnte Göttin, und gerade darum ganz dazu geschaffen, das vollauf Gebotene bei Seite zu schieben, um die Hand nach dem Monde auszustrecken. Du bist ein Glückspilz, dem der goldene Apfel direct aus dem Lande der Hesperiden in den Schoß fällt!"

„Wenn Du ausgefabelt hast, dann nimm Dir eine frische Cigarre und rede Vernunft", warf Otto in trockenem Tone ein. „Gehen wir noch in den Club, oder willst Du meine frugale kalte Küche mit mir theilen?"

„Du wünschest einen andern Discours, wie ich merke! Aber mir gefällt mein Stoff, mir gefällt die schöne Wittwe, es ist ein Thema, bei dem man gern bleibt.“

„Dann würde ich an Deiner Stelle versuchen, für immer dabei zu bleiben! Man mag seit einiger Zeit mit Dir vom Großmogul sprechen, oder von gut Wetter und Regen, immer findest Du Mittel, wieder bei Deiner schönen Wittwe anzukommen. Schlage ihr in Gottes Namen vor, Frau von Marbach zu werden, und damit gut!“

„Geht nicht an, geht leider nicht an“, sagte der Assessor klagend, „Sie ist zu anstrengend für mich. Wenn sie so reizend aussieht, wie ein blonder Dämon es nur irgend fertig bringen kann, dann flattere ich mit ausgebreiteten Flügeln auf sie los, so wie sie aber anfängt über Himmel und Erde zu schweifen und mich armen Kerl in wirbelnder Geschwindigkeit mit sich irrlichteriren zu lassen, dann merke ich, es geht nicht an, ich würde mit einer so anstrengenden Frau nach acht Tagen schon in die Atome zerstieben.“

„Eine Phantastin also, oder gar eine Art von Blaustrumpf? Däs hätte ich der hübschen Frau nicht zugetraut, sie hat eher etwas Kindliches im Ausdruck.“

„Sie hat ein ganzes Repertoire von Ausdrücken,

mein Junge. Ich werde Dich bei nächster Gelegenheit einmal vorstellen, dann kannst Du bessere physiognomische Studien machen, als von Deinem Fenster aus."

„Das laß bleiben", entgegnete Schaumberg kalt. „Du weißt, ich verlange überhaupt nicht nach Damenbekanntschaften, und was sollte ich mit einer excentrischen Frau anfangen, oder sie mit mir!"

„Excentrisch ist Helene Dalen nun gerade nicht, nur ungewöhnlich. Die kleine Frau hat ja auch schon manchen Scenenwechsel durchgemacht, da färbt immer etwas ab, hier oder dort. Du hast sicher gehört, daß sie ein Jahr über die vergötterte Prima-Donna des Mannheimer Theaters war, noch blutjung damals, ein Mädchen aus gutem Hause, unter den Flügeln der Mutter die Theatercarrière verfolgend. Sie verließ von dort aus die Bühne, um sich an einen reichen Mann zu verheirathen, eine Art von Allerweltsgelehrten, der aus dem Kinde seine Puppe machte und sie mit Literatur, Astronomie und allem Teufelszeug vollpfropfte, bis sie aus einem liebenswürdigen Weibchen zu dem zurecht gemacht war, was man, horribile dictu! eine geistreiche Frau nennt. Der Mann starb, und die schöne Wittwe ließ sich, mit einer komischen alten Cousine, als Ehrenwächterin, hier nieder, weil ihr die Gegend gefiel, meine ich. Sie hat jedenfalls

das Verdienst um die Stadt, die Zungen zu beschäftigen, die ihr beim besten Willen zwar nichts Schlimmes nachsagen können, aber ihren ganzen exotischen Habitus als pikantes Futter fleißig verarbeiten. Ich bin nur begierig, ob sie ihre Freiheit noch ferner so standhaft vertheidigen wird, wie bisher."

„So gilt keiner ihrer Bewerber als bevorzugt?" fragte Schaumberg flüchtig.

„Doch. Da ist ein Major von Feldheim, dem sie wenigstens mehr Rechte einräumt, als den Anderen. Man sagt, er sei schon früher, als ihr Mann noch lebte, mit der Familie befreundet gewesen. Er wird viel mit ihr gesehen; hätte er aber wirklich die Chancen auf Erfolg, die man ihm zuspricht, so sehe ich nicht ein, warum die Verbindung verzögert werden sollte, und deshalb glaube ich nicht daran. Der Major könnte übrigens ihr Vater sein, gilt für einen Flattergeist in Beziehung auf das schöne Geschlecht, und denkt vielleicht gar nicht an die Heirathspläne, die ihm zugeschrieben werden."

„Und nun ist Dein interessantes Thema doch wohl erschöpft, wenigstens für heute", lächelte Otto, als Marbach schwieg; „vielleicht ist's jetzt erlaubt, die brennende Frage unseres Abendbrods noch einmal in

Anregung zu bringen. Ich denke, wir gehen doch nach dem Club, die Andern erwarten Dich heute."

Marbach nickte einverstanden, Beide brachen auf, und Schaumberg gab sich an diesem Abend mit ungewohnter Lebhaftigkeit dem allgemeinen Gespräche hin.

Als er spät in der Nacht den einsamen Weg nach Hause zurückgelegt und die Eingangspforte aufgeschlossen hatte, stand er noch einen Augenblick unter dem sternhellen Himmel und blickte zu den dunklen Fenstern des Hauses gegenüber auf.

„Sie heißt also Helene", flog, mehr gedacht als ausgesprochen, über seine Lippen. „Ob ich je erfahren werde —" der Gedanke ward nicht zum leisen Wort des Selbstgespräches. Mit rascher, fast heftiger Bewegung trat der junge Arzt ein, zog die Thür hinter sich zu und verschwand in seinem Zimmer.

III.

Es ist der erste Sonntag im Mai. Die Sonne lacht strahlend vom wolkenlosen Himmel hernieder, als wolle sie das Frühlingsfest, das alljährlich an diesem Tage in Bamberg gefeiert wird, begrüßen. Wie Pilger zu einem Wallfahrtsort, wandern von des Morgens an Schaaren von Spaziergängern den Pfad entlang, der zur Höhe der Altenburg führt; die dienenden Classen schon um vier Uhr früh, um sich von dem

Pächter, der die Gartenanlagen pflegt, ein gutes Frühmahl bereiten zu lassen und dem fröhlichen ersten Morgenconcerte beizuwohnen. Gegen acht Uhr nimmt die herbeiströmende Menge schon einen gewählteren Charakter an. Selbst die beau monde, deren jüngerer Theil namentlich, dem Tage zu Ehren, heut ungewöhnlich zeitig das Lager verlassen hat, mischt sich jetzt, im frischesten Frühlingsputze, unter die Bürgersleute, denn um neun Uhr soll dort oben der Gottesdienst im Freien beginnen, eine Frühlingsfeier, wie ein andächtiges und für die Poesie der Natur empfängliches Herz sie nicht schöner wünschen kann.

Bald nach acht Uhr trommelte der Finger des Assessors an die Scheiben des Freundes, der die erste Morgenrunde bereits beendigt und sich für ein paar Stunden frei gemacht hatte. Mit Genuß wanderten die beiden jungen Männer in den himmelblauen, sonnengoldenen Morgen hinein, durch die alte, charaktervolle Stadt den engen Schluchten zu, die sie, langsam aufsteigend, durchschritten, oft genug vom Reize des Landschaftsbildes gefesselt, das sie bei mancher Wendung plötzlich anlachte, wie die vereinzelte Strophe eines schönen Gedichtes, dessen vollen Genuß freudig ahnen lassend.

Nachdem der letzte ziemlich steile Theil des Ber-

ges überwunden und ein von Bäumen besetztes Plateau erreicht war, fesselte die volle Pracht der Aussicht in der That Fuß und Auge Beider, so oft sie den Blick auch schon genossen hatten. Eine weite, lachende Thalebene dehnt sich dort in aller Mannigfaltigkeit eines reich angebauten Landes aus und bildet in ihrer sanften Färbung eine Folie für die Stadt, deren Anblick um so malerischer erscheint, als ihre schönsten Kirchen, ihre bedeutendsten Gebäude hochgelegen sind. Die reiche Ebene, von sanft ansteigenden Bergen amphitheatralisch begrenzt, von dem lebendigen Flusse erhellt, wird durch einen dichten Föhrenwald um so effectvoller schattirt, als ein dem Forste nahegelegner klarer See wie ein Thautropfen auf einem Blatte funkelt und mitten aus dem Walde die weißen Mauern des hübschen, mit vier Thürmen geschmückten Schlößchens Seehof hervorleuchten. Manche Bergkapelle giebt, von den Höhen herabgrüßend, der Landschaft die locale katholische Färbung, während die Thürme der zahlreichen Kirchen, besonders des schönen byzantinischen Doms, ein hochgelegenes Klostergebäude, ein weitläufiges Residenzschloß, dem kundigen Blick leicht verrathen, daß er in der Stadt selbst einen Bischofssitz vor sich liegen sieht. Wohl fünfzig Ortschaften sind rings umher ausgestreut, manche Burg be-

schirmte oder bedrohte das flache Land, als ihre jetzt zerbröckelten Mauern noch stolz emporragten. Die großartigen Trümmer der Feste Giech scheinen das Pendant zu dem stattlichen Bergschlosse Banz zu bilden, das, ein ehemaliges Kloster, jetzt hell von der Morgensonne beschienen wird; dieselbe Sonne tanzt spielend und hüpfend auf der muntern Regnitz und scheint ihr zu ihrer Vermählung mit dem Main, der blau herüber schimmert, den Segen zu geben.

Die Freunde schritten weiter der Altenburg entgegen, wo sich an der mit jungem Rasen bekleideten Brustwehr, welche den Schloßgraben abgrenzt, eine wogende Menge in lebensvollen Gruppen bewegte. Denn hier war der Punkt, von wo aus sich der bevorstehende Hauptmoment der heutigen Feier am besten genießen ließ. Bot der Anblick von Hunderten festlich geschmückter und gestimmter Menschen ein Allegro frischen Lebens, so glich der Schauplatz, dem sie entgegenblickten, dem Adagio einer lieblichen Idylle. Auf der Wiesenfläche jenseits des Grabens steht ein schmuckloser, in weißem Sandstein ausgehauener Altar; drei Crucifixe, welche Christus und die beiden Schächer in mehr als Lebensgröße tragen, erheben sich hinter demselben und treten einfach, aber wirkungsvoll aus dem Hintergrund einer Gruppe alter Buchen hervor. Wie-

sen und Bäume füllen in allen Schattirungen von Frühlingsgrün die Schlucht aus, die sich von dort bis zur Ebene hinzieht, und, wie ein Ei im Neste, liegt tief unten im Grunde ganz lauschig und einsam das Dörfchen Wildensorge.

Immer neue Gruppen strömten, da es in wenigen Minuten neun Uhr war, über die hölzerne Brücke, die aus dem Burgthor über den Graben führt, der unmittelbaren Nähe des Altares zu, und sowohl diesseits als jenseits des Grabens, bis tief in den grünen Thalgrund hinab, war bald jedes Plätzchen besetzt. Das Glöckchen des Meßners erklang, und aus dem Schatten der Bäume hervor trat der Priester mit seinen Chorknaben an den heute mit Teppichen und Blumen reich ausgestatteten Altar. Mit allen Ceremonien des katholischen Cultus ward nun, mitten im Grün, Angesichts der herrlichen Gotteswelt, ein feierliches Hochamt abgehalten. Bei dem Schalle des Glöckchens, welches das Sanctus verkündigt, werfen sich Hunderte von bunten Gestalten auf die Kniee, und mit brausendem Klange vereinen sich nun alle Stimmen der Andächtigen zu der herrlichen Melodie: „Großer Gott, Dich loben wir ꝛc.“

Sich dem Eindruck dieses lebensvollen Vorganges zu entziehen, dürfte dem gleichgültigsten Naturell kaum

möglich sein. Die ganze Menge scheint in diesem Augenblick nur dem Gedanken an einen freundlichen Gott der Güte hingegeben, und der heilige Friede der von Schönheit verklärten Natur rings umher muß selbst ein kaltes Gemüth mit sanftem Hauch berühren.

Kaum aber ist das letzte Wort des Priesters verklungen, als auch, ohne allen Uebergang, den Freuden dieser Welt gehuldigt wird. Die leichtbewegten Massen strömen auseinander, wie eine Procession geht es zurück über die kleine Brücke, und eilfertig sucht Jeder ein Plätzchen in den Gartenanlagen oder auf der Terrasse zu erbeuten. Am Eingange zu der engen Küche, die in den erhaltenen Räumen der Burg etablirt ist, wird ein Sturm nach dem andern auf die Hunderte von kleinen Bratwürsten gewagt, die, als officielles Gericht des Tages, vom hartbedrängten Restaurateur in immer neuen Auflagen herausgereicht werden. Das braune Bier schäumt in den Gläsern, zwei Musikchöre lassen ihre Klänge abwechselnd erschallen und ein volksthümliches Leben und Treiben entfaltet sich in allen Schattirungen. Allerwärts ertönt Plaudern und Lachen, die Gläser klingen, selbst die Dissonanz einer schreienden Kinderstimme, die mitunter erschallt, scheint zum Ensemble zu gehören; während die mit staunenswerther Ausdauer fortgesetzten Mahlzeiten entschieden

einen Theil der Lustbarkeit ausmachen, wird auch der Tanz im Saale, trotz der Frühlingssonne, die hereinblitzt, von den jungen Bürgermädchen nicht verschmäht.

Den Freunden war es gelungen, ein gutes Plätzchen zu erobern und mit Ergötzen und manch launiger Bemerkung musterten sie das Treiben rings umher. In der Mauerecke, nahe der Brüstung, saß eine kleine Gesellschaft, die sichtlich den höheren Ständen angehörte und für die Blicke der beiden jungen Männer ein Magnet war, der sie unbewußt immer von Neuem anzog.

Die Gruppe bestand aus zwei Damen und einem Herrn. Letzterer, ein Stabsoffizier von hohem Wuchse und einnehmenden Zügen, mochte ein Vierziger sein; sein dunkles Haar war an den Schläfen bereits ergraut, auf dem noch frischen, scharf markirten Gesicht zeigten sich Linien, die mehr das Leben als das Alter in manche Physiognomie zeichnet. Die eine der Damen war alt und hatte eines jener gutmüthigen Gesichter, die stets zugleich Erstaunen und Besorgniß auszudrücken pflegen; um so mehr diente sie ihrer Nachbarin zur Folie, einer Erscheinung von solch zarter Frische, daß kein erster Blick sie treffen konnte, ohne daß ein zweiter folgte und gefesselt verweilte. Das moderne Hütchen versteckte nichts von dem Reich-

thum der prachtvollen, aschblonden Flechten, die den kleinen Kopf belasteten, blaue Augen, die taubensanft blicken und doch Blitze sprühen konnten, drückten mit seltener Beredsamkeit jede Regung aus, und eine zarte, leicht aufgebaute Gestalt von libellenhafter Beweglichkeit trug diesen zierlichen Kopf mit großer Anmuth. Wie absichtslos trafen manche ihrer raschen Blicke im Fluge einen oder den andern unserer Freunde, deren Conversation nach und nach in's Stocken kam.

„Nun", sagte Schaumberg nach einer Pause, während welcher das Auge des Assessors wieder einmal nach jener Gegend gewandert und von diesem Ausflug ziemlich lange nicht zurückgekehrt war, „warum schmachtest Du hier aus der Ferne, und überschreitest nicht den gewaltigen Rubikon dieses nur zehn Schritt breiten Rasens?"

„Soll ich Dich heute vorstellen?"

„Nein!" erwiderte Otto. „Geh nur, mir wird die Zeit nicht lang."

Marbach erhob sich und trat an den benachbarten Tisch.

„Wie gerufen!" nickte Helene Dalen ihm lebhaft entgegen, als er sie begrüßte. „Sie sollen mir gegen den Major beistehen! Wir sprachen von sommerlichen Reiseplänen, und da behauptet dieser Kriegsheld, das

Reisen sei heut zu Tage seiner ganzen Romantik beraubt!"

„Was die Romantik des Reisens betrifft", lächelte der Assessor, „so liegt sie vor Allem im Reisenden selbst, und ich will gern zugeben, gnädige Frau, daß Sie aller Romantik, deren Sie bedürfen, auf Schritt und Tritt begegnen werden."

„Mit Ihren Spötteleien ist mir hier nicht gedient", schmollte die schöne Frau das Köpfchen schüttelnd. „Was aber hat die gegenwärtige Zeit und all ihre Prosa damit zu thun, daß Einem schon bei dem bloßen Gedanken das Herz schlägt, nun in die blaue Welt hineinzufahren, um Neues zu sehen und Neues zu hören? Wer könnte auch nur den Dampfwagen dahin sausen sehen, wenn er, etwas Lebendigem gleich brausend und zischend, als der verkörperte, feurige Menschengeist das Land durchschneidet, ohne sich — ja, ich wage das Wort! Ohne sich poetisch angeregt zu fühlen? Und der Sonnenschein, der auf grünen Blättern funkelt, die wir nicht knospen und werden sahen, die gute Stimmung, die jeder schöne Tag dem Reisenden als Mitgift bringt, die Wärme und Natürlichkeit, die uns aus wildfremden Gesichtern entgegen grüßt — das Alles sollte nichts mit Romantik zu thun haben?"

„Aber, Kind“, warf die Cousine bekümmert dazwischen, „es hat mit dem Reisen doch auch seine zwei Seiten! Wenn man den Zug verpaßt, und wenn man den ganzen Tag mit aufgerecktem Kopfe in den Museen herumsteigen muß, um Bilder zu sehen, von denen man nicht weiß, was sie vorstellen, und wenn man nie dazu kommt, in Ruhe sein Strickzeug herauszunehmen —“

„Ja, und wenn man Morgens seinen Sonnenschirm und Nachmittags seinen Haubenbeutel im Gasthof liegen läßt ꝛc. ꝛc.,“ unterbrach Helene neckend die alte Dame. „Und doch läßt mich, trotz all dieser Noth, mein Cousinchen nicht im Stich, wenn ich's, als ächter Zugvogel, im Lande nicht mehr aushalten kann.“

„Die Sonntagsstimmung freier Reisezeit fühlt Ihnen wohl Jeder nach“, sagte der Assessor, dessen Blick die lebhaft Plaudernde nicht einen Augenblick verlassen hatte. „Es ist hoch anzuschlagen, daß dieser Genuß heut zu Tage nicht mehr das Monopol weniger Begüterten, sondern ein Gemeingut geworden ist, das Jedem einmal erreichbar bleibt.“

„Wir Soldaten haben triftige Ursachen, dem vielen Reisen, das jetzt Sitte geworden ist, nicht das Wort zu reden“, fiel der Major ein, „denn zuletzt wird es jeden Krieg unmöglich machen. Sicher ge-

winnt das Bedürfniß weltbürgerlicher Gemeinschaft, das jetzt so allgemein durch die Völker geht, durch die eigene Anschauung fremder Gauen. Die jedem Lande eigenthümlichen Sitten werden vom Gedächtniß Dessen, der sich in freiester Stimmung ihnen anschloß, von Süd nach Nord, von Nord nach Süd getragen, manche Anschauung wird gemildert, manches Vorurtheil aufgeklärt. Das Interesse an Orten und Dingen, das früher mehr ein locales war, gewinnt allgemeinere liebevollere Bedeutung, und gern kommt Jeder in späterer Zeit der Erinnerung zu Hülfe und erzählt sich und Anderen das Geschaute wieder."

„So wird es auch heute wohl nicht an Fremden fehlen, die unser liebes Frühlingsfest wie Brieftauben in die weite Welt hinaustragen", sagte Helene, heiter um sich blickend. „Welch ein Feiertag! Warum sitzen wir eigentlich hier so fest? Wollen wir nicht lieber ein Weilchen umherwandern? Ich muß mir ansehen, wie sich die gefüllte Terrasse von drüben her ausnimmt!" — Schon war sie aufgesprungen, die beiden Herren schickten sich an, sie zu begleiten.

„Mich dispensirst Du, ich werde den Platz hüten, nicht wahr, Kindchen?" bat die alte Dame, und, fröhlich nach ihr zurückwinkend, wanderte Helene mit ihren Begleitern durch die Halle der Altenburg, dem Platze

zu, wo der Altar stand. Auch dort war es noch sehr belebt, und jeden Augenblick streiften Vorübergehende aneinander.

„Wollen Sie mir nicht lieber den Arm geben, Helene?“ fragte der Major, als eben wieder ein kleiner Stoß ihn gegen sie gedrängt hatte.

„Mich führen lassen, heut', wo ich fliegen möchte!“ rief die junge Frau. „Nein, daraus wird nichts!“ Mit geflügelten Schritten eilte sie bei diesen Worten ihren Begleitern voraus und lief wie ein Kind den grünen Wiesenabhang hinunter. Plötzlich aber sahen die Herren sie schwanken und mit einem unterdrückten Schrei in die Kniee sinken. Augenblicklich waren Beide an ihrer Seite, sie erhob sich lachend, erblaßte aber gleich darauf und biß die Lippen zusammen.

„Ich glaube wirklich, ich habe mir den Fuß verstaucht“, sagte sie zögernd, „es ist mir nicht möglich ohne heftige Schmerzen damit aufzutreten.“

Jetzt nahm sie den vorhin verschmähten Arm und stützte sich fest darauf, hielt aber schon nach wenigen Schritten wieder an und setzte sich mit der Miene eines verzogenen Kindes in's Gras. „Ich kann nicht weiter“, sagte sie aufblickend.

„Nur einen Augenblick bleiben Sie so!“ rief der Assessor eifrig. „Ich rufe den Freund, der mit mir

heraufgekommen ist; er ist Arzt und wird hier den besten Rath geben."

Schon forteilend, sah er die fliegende Röthe nicht, die plötzlich das Gesicht der schönen Leidenden bedeckte, die jedoch dem Auge des Majors nicht entging und ihn mit eigenthümlicher Aufmerksamkeit dem bevorstehenden Zusammentreffen entgegenblicken ließ.

Nach ein paar Minuten war Schaumberg zur Stelle, und vier Augen, die sich seit den letzten Monaten häufig genug über die Straße hinüber gesucht und gefunden hatten, trafen in einem flüchtigen, leuchtenden Blitz zusammen. Nach ein paar rasch beantworteten Fragen forderte der Arzt die Patientin auf, sich zu dem kurzen Gange bis in die Burg zu überwinden, wo er den Fuß untersuchen und das Nöthige anordnen wolle. Von ihm und Feldheim gestützt, erhob sich Helene, nahm dann des Majors Arm und bewegte sich mühsam vorwärts, während der junge Arzt vorauseilte, um für ihre Bequemlichkeit in einem geeigneten Locale der Wirthschaft zu sorgen.

Marbach holte inzwischen Frau von Klinger herbei, die, zugleich mit Helene das Zimmer betretend, sie mit wortreichen Lamentationen überschüttete und ungeduldig machte. Der Major und der Assessor zogen sich zurück, und Schaumberg untersuchte nun den durch

die Tante rasch von seinen Hüllen befreiten rosigen Kinderfuß, der bereits bedeutend angeschwollen war.

„Nun?“ sagte die junge Frau, mit kindlichem Ausdruck zu ihm aufblickend.

„Sobald ein Wagen bereit ist, werde ich mir erlauben, Sie, gnädige Frau, in Ihre Wohnung zurückzubringen. Bis dahin, und unterwegs, sind kalte Umschläge das Einzige, was wir vornehmen können. Später wird dann Ihr Arzt das Weitere anordnen — leider müssen Sie sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf eine lange Geduldsprobe gefaßt machen.“

„Ich habe keinen Hausarzt“, sagte Helene leicht erröthend; „seit dem Jahre meines Hierseins bedurfte ich keines Beistandes dieser Art. Würden Sie wohl so freundlich sein, mir ferner beizustehen?“

Otto's Augen blitzten auf, doch entgegnete er nur ein paar gelassene Worte der Zusage. Als er hinaustrat, fand er die anderen Herren wartend vor der Thür.

„Nun, wie steht es?“ fragte Feldheim ungeduldig.

„Es ist eine starke Verstauchung; ein Bruch wäre mir lieber. Dergleichen ist leider sehr langwierig, auf fünf bis sechs Wochen Clausur muß Frau von Dalen sich gefaßt machen. Willst Du Dich nach einem Wa-

gen umsehen, Marbach? Ich werde einstweilen für die nöthigen Umschläge sorgen."

„Dazu würde auch wohl die alte Klinger zu brauchen sein", murmelte Feldheim, nicht in bester Laune. „Für den Wagen werde ich sorgen, meine Herren, es fehlt nicht an wartenden Droschken."

Eine Viertelstunde später fuhr ein bequemer Wagen langsam den Abhang hinab; Helene lag behaglich im Fonds, das kranke Füßchen ruhte im Schooß der gegenübersitzenden Tante, neben welcher Otto Schaumberg, der ernste Jünger der Wissenschaft, zu den bescheidensten Anfängen ihrer Wirksamkeit herabgestiegen war und mit lobenswerthem Eifer aus einem am Wagenschlag befestigten Gefäß mit kaltem Wasser die von ihm angeordneten Umschläge persönlich erneuerte.

IV.

Es war ein Regentag; einer von denen, wie sie im Sommer so wohlthuend sind, wo man der Abwechselung halber auch gern einmal im Zimmer bleibt und das regelmäßige Fallen der Tropfen, das zu anderer Zeit melancholisch wirken kann, als Behagen und Erfrischung empfindet. Wenigstens empfand Helene Dalen heute so. Wir wollen in ihr Wohnzimmer eintreten, von dem wir bis jetzt nur die Fenster ken-

nen lernten; es ist der wohnlichste und zugleich anmuthigste Raum, den Reichthum und Geschmack zu erschaffen vermochten.

Die junge Frau ruhte auf einer Chaise-longue, den noch bandagirten Fuß auf ein Kissen gestützt, die zierlichen Finger mit einer Stickerei beschäftigt, von der sie nicht aufschaute. Vor ihr saß Major von Feldheim, ein Buch in der Hand, aus dem er eben vorgelesen.

„Warum hören Sie auf?" fragte Helene, plötzlich aufblickend.

„Weil Sie nicht zuhören", sagte Feldheim, und sah sie fest an. „Sie sind zerstreut, Sie sind —"

„Und was bin ich, daß man's gar nicht aussprechen kann?"

„Was ich an Ihnen noch nicht erlebt habe, Helene — träumerisch!"

Ein Lächeln spielte auf den Lippen der jungen Frau. „Und ist das ein solches Staatsverbrechen, daß mein strenger Mentor mich darob mit so dunklen Blicken anschaut? Ist's nicht erlaubt, auch einmal zu träumen? Ich bin ja hier im Zimmer festgebannt wie ein gefangener Vogel, zwitschern kann ich doch nicht den lieben langen Tag, da läßt man denn mitunter

die Gedanken wandern, und bei dem Klang Ihres melodischen Lesen träumt sich's hübsch."

Feldheim's Stirn faltete sich. Er schloß mit einer raschen Bewegung das noch aufgeschlagene Buch. „Dafür ist Shakespeare zu gut", entgegnete er kurz.

Helene lachte. „Lassen Sie uns lieber plaudern", sagte sie mit kosendem Ton, „Sie haben Recht, ich bin heute wirklich keine brave Zuhörerin gewesen. Erzäh- Sie mir von dem gestrigen" — sie brach ab, ein gespannter Zug glitt über ihr Gesicht hin. Feldheim's Blick trübte sich, mit ihr zugleich hatte er die Hausthür öffnen hören; er stand hastig auf und stellte das Buch in den Bücherschrank zurück. Schon hatte aber Helene den schleppenden Tritt der Cousine auf der Treppe unterschieden und wiederholte nun in leichtem Ton ihre Aufforderung: „Erzählen Sie mir doch von dem gestrigen Concert!"

„Ich war nicht dort, Sie wissen, ich bin kein Musikkenner", erwiderte der Major trocken; „Sie werden darüber von anderer Seite bessere Auskunft erhalten."

Helene sah lebhaft zu ihm auf; die Entgegnung, die ihr auf der Zunge schwebte, ward aber durch den Eintritt der Cousine abgeschnitten, die hastig auf sie zueilte, das gutmüthige Gesicht vom tiefsten Verdruß

hochgeröthet. „Die Menschen sind doch zu schlecht, Helene!“ rief sie erbittert.

„Was ist denn geschehen?“

„Meine Uhr ist fort! Meine Uhr mit dem emaillirten Deckel, die ich noch von der Großmutter habe, die über hundert Jahre in der Familie ist! Dein Mädchen hat freilich immer gesagt, ich solle sie nicht in das Uhrtäschchen thun, das neben der Thür hängt, weil mein Zimmer so dicht an der Treppe liegt, wo die Handwerksburschen immer vorbeigehen, wenn sie betteln. Aber wer hätte gedacht, daß ein Handwerksbursche so schlecht sein könnte! Nicht eine halbe Stunde war ich in der Kirche, und wie ich nun heim komme, ist die Uhr fort. Was fängt man nur an!“

„Beruhigen Sie sich, Frau von Klinger, Ihre Uhr ist sehr kenntlich und wird zu ermitteln sein“, sagte Feldheim. „Ich werde Ihnen das besorgen und bei den Uhrmachern, vor Allem aber bei der Polizei und in der Leihanstalt Anzeige machen.“

„In der Leihanstalt!“ wiederholte die alte Dame, und ihr Auge leuchtete auf. „Dahin wird sie gewiß gebracht! Das werde ich aber selbst besorgen — nein, nein, schweigen Sie ganz still, das lasse ich mir nicht nehmen, ich bin ohnedies neugierig, wie es in einer Leihanstalt zugeht! Adieu, Kinderchen!“

„Aber bei diesem strömenden Regen“ — wandte Helene ein.

„Was soll mir der Regen schaden!“ rief die gute Frau eifrig; „Du hast mir ja erst neulich den schönen neuen Regenschirm geschenkt! Es sind ja auch nur ein paar Schritte bis zur nächsten Straße“ — und damit huschte sie hinaus.

„Lassen wir sie ruhig gehen“, lächelte Feldheim, „sie ist schon halb über ihren Verlust durch die Aussicht getröstet, zu erfahren, wie es in einem Leihhause zugeht. Das freundliche, ewig zufriedene Gemüth!“

„Von der Mancher lernen könnte!“ sagte die junge Frau mit Beziehung. „Ja, ja, Feldheim! Sie haben nicht nöthig mich so fragend anzusehen; wäre die Cousine nicht dazwischen gekommen, so hätten Sie schon einige Minuten früher die Gardinenpredigt erhalten, die jetzt nicht ausbleiben soll. Was ist seit einiger Zeit mit Ihnen vorgegangen? Ich kenne Sie gar nicht wieder! Von Ihnen zuweilen ausgescholten zu werden, bin ich seit Jahren gewöhnt, aber nicht, Sie unfreundlich und launisch zu sehen! Sie sprechen jetzt mitunter in einem Tone mit mir, so kühl und fremd, daß ich mich auf mich selbst besinnen muß; Sie bleiben Tage lang aus, und frägt man nach dem Grunde, so hat keiner existirt.“

„Werde ich denn vermißt, Helene?“ fragte er, und eine eigenthümliche Weichheit milderte den meist etwas schroffen Ausdruck der männlich schönen Züge, während er vergebens ihr Auge suchte.

„Welche Frage!“ sagte die junge Frau empfindlich, doch mit einiger Befangenheit zu ihm aufsehend. Plötzlich lief ein lichtes Roth über ihr Gesicht hin, wie der Abendschein über eine schneeige Bergspitze. Feldheim's Auge, das noch fest an ihr haftete, leuchtete auf, einen Moment nur, denn schon wußte er, daß dies mädchenhafte Erröthen nicht ihm gegolten hatte. Der elastische Schritt, der sich der Thür näherte, war diesmal nicht zu verkennen, und das helle „Herein!“ Helenen's klang mit dem Klopfen des Nahenden fast zusammen.

Feldheim blieb in strammer, hoch aufgerichteter Haltung neben dem Sopha stehen, während Otto Schaumberg sich der jungen Frau näherte und die leichte Hand, die sie ihm entgegenbot, ein paar Augenblicke in der seinen hielt.

„Sie haben doch meine Botschaft erhalten, weshalb es mir nicht möglich war, Sie gestern zu sehen?“ fragte der junge Arzt, sich neben ihr niederlassend.

„Heute aber haben Sie Zeit für mich, nicht wahr?“ sagte Helene herzlich. „Die ganze Woche über mußte

ich mich ja mit Viertelstunden begnügen, wir haben seit hundert Jahren weder zusammen botanisirt noch musicirt!"

„Dafür bringe ich Ihnen heute auch etwas Hübsches mit", erwiderte Otto heiter, indem er ihr eine zierliche Mappe vorlegte. „Mein Freund und Ihr Verehrer Marbach ist gestern von seiner Schweizerreise heimgekehrt und war so liebenswürdig, mich mit diesem Album der dortigen Flora zu beschenken."

Lebhaft griff Helene nach der Mappe. Es war eine Sammlung der mannigfaltigsten Alpenblumen, in der kunstreichen Weise getrocknet, die den Blüthen weder ihre Farbe, noch ihre Zartheit abstreift und sie mit aller Frische eines Gemäldes und allem Schmelz der Natur dem Auge bewahrt. Erklärend und manche Schilderung jener von ihm früher selbst durchstreiften Landschaften der Schweiz daran knüpfend, schlug Schaumberg die Blätter für sie um, und ein interessantes Gespräch, an dem sich auch der Major betheiligte, war bald im Gange. Schon begann es zu dämmern, als Frau von Klinger, von ihrer Excursion zurückkehrend, plötzlich wie eine Bombe in's Zimmer fuhr.

„Mein Himmel Cousine, wie siehst Du aus?" rief Helene bestürzt. „Du triefst ja wie eine Wassernixe!"

„Ja, Kind", sagte die alte Dame kläglich, „naß bin ich, aber das wollte ich gern ertragen, wären nur die Menschen nicht gar so schlecht! Nun denke Dir, da komme ich in's Leihhaus, und wie ich vor dem Eingang zum Bureau bin, lasse ich natürlich meinen nassen Regenschirm draußen auf dem Flur. Drin im Zimmer habe ich lange warten müssen, bis ich dazu kam, endlich meine Anzeige wegen der Uhr zu machen, denn es waren eine Menge Leute da, und ich sah und hörte auch gar Vielerlei, was mir die Zeit nicht lang werden ließ. Nun denke Dir, wie ich nach einer Weile hinauskomme, ist mein neuer seidener Regenschirm auch fort! Natürlich habe ich im Bureau Lärm geschlagen, aber der Beamte war ganz unhöflich, und die Weiber, die drinnen herumstanden, haben mich noch dazu ausgelacht."

Helene brach bei diesem bekümmerten Bericht in lautes Gelächter aus.

„Ja, Du hast es wohl nöthig, auch zu lachen", sagte Frau von Klinger ganz böse. „Das ist wohl der Dank dafür, daß ich eine Erkältung riskire und mit meinen nassen Kleidern hereinkomme, nur um Dir zu sagen, daß Du selbst bestohlen bist! Sieh doch einmal nach Deinen Schmucksachen! Dort hat ein altes Bettelweib ein paar Schmuckstücke versetzt, die, wenn

ich nicht sehr irre, zu Deinem Filigranschmuck aus der Großmutter Erbschaft gehören. Ich habe freilich nicht die besten Augen, aber sieh nur gleich einmal nach."

„Warum nicht gar!" sagte Helene, immer noch lachend, ohne sich von der Stelle zu bewegen; „mein Schmuck ist wohl verwahrt, der macht keine Reisen in's Leihhaus."

Otto Schaumberg wandte sich lebhaft zu ihr. „Warum sich nicht überzeugen, gnädige Frau, und wäre es auch nur, um bei dieser Gelegenheit unseren profanen Männeraugen Einsicht in Ihre Schätze zu gewähren? Ich schwärme für alterthümlichen Schmuck von Filigranarbeit!" Er hatte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und erhöhter Farbe gesprochen. Helene erröthete unter seinem ausdrucksvollen Blick bis in die Schläfe, schüttelte aber verneinend das schöne Köpfchen, und sagte in etwas capriciösem Ton: „Wenn ich mich überhaupt entschließe, meine bequeme Lage aufzugeben, so wäre es nur, um Musik zu machen. Ich habe die vierhändigen Symphonien, die Sie mir schickten, schon durchgesehen; wollen wir daran gehen?"

Statt der Antwort sprang Otto rasch auf, öffnete den Flügel und schob ein Fußkissen darunter, worauf er seine Patientin während der paar Schritte, die

zwischen ihrem Sopha und dem Instrumente lagen, sorglich unterstützte.

Die alte Dame war murmelnd verschwunden. Feldheim zog sich stillschweigend in eine Fensternische zurück und betrachtete mit ernstem Gesicht und gekreuzten Armen die beiden Spielenden, die, bereits in ihr Vorhaben vertieft, seine Anwesenheit nicht mehr beachteten. Während er am Fensterkreuz lehnte, ohne sich zu rühren, brauste und tobte es in ihm, wie in einem Vulcan. Er blickte unverwandt auf Helene, deren feines Profil ihm zugekehrt war. Wie lange schon kannte er dies süße Gesicht! und doch schien es ihm, als hätte er es nie vorher gekannt — nie mit diesem Ausdruck gekannt, der es jetzt durchleuchtete!

War es denn ein Traum, ein leerer Wahn gewesen, als Feldheim noch vor wenigen Wochen mit so ruhiger Sicherheit sich dies reizende Weib als die Seine dachte? Und nun! — Er dachte zurück an vergangene Tage, — wie ein Schattenspiel glitten sie an seinem inneren Auge vorüber. Als er Helene vor sechs Jahren zuerst kennen lernte, war ihm das Herz vom Verlust einer geliebten Braut todesschwer gewesen; das liebliche Naturell, das gute Herz der jungen Frau hatte ihm zuerst wieder einen schwachen Antheil am Leben abgewonnen.

Das Haus, in dem sie waltete wie Sonnenschein, war ihm das einzige Asyl gewesen, wo er sich nicht ganz heimathlos und trostlos fühlte.

Als ein Altersgenosse, Freund und naher Verwandter ihres Gatten, war er in diesem Hause immer heimischer geworden, und als Ernst Dalen vor einigen Jahren starb, hatte er Feldheim zum Testamentsvollstrecker und Berather seiner Wittwe bestimmt, was allen Theilen selbstverständlich erschien. So herzlich hatte sich das gegenseitige Verhältniß zwischen Beiden gestaltet, daß Feldheim's Versetzung von München nach Bamberg Helene bestimmt hatte, später auch dahin überzusiedeln.

Er selbst hätte wohl kaum zu sagen gewußt, wann das jahrelang so brüderliche Gefühl sich zuerst in ihm wandelte — genug, es war ihm seit einiger Zeit nur allzu klar geworden, daß er Helene mit jedem Herzschlag zu der Seinen begehre!

Die wiederholte Zurückweisung jüngerer glänzenderer Bewerber, die Art, wie Helene sich von Allen ihm mit Innigkeit zuwandte, gab ihm Zuversicht, und schon schwebte die entscheidende Frage auf seinen Lippen, als die erste Begegnung der jungen Frau mit Schaumberg stattfand. Mit jenem seltsamen Instinct, der jedes in seinem Glück bedrohte Gefühl eine Gefahr

sofort erkennen läßt, empfand Feldheim vom ersten Augenblicke an, daß es mit seinen erträumten Hoffnungen aus sei.

Zum ersten Mal in seinem Leben rang er mit der brennenden Qual einer Eifersucht, deren Stachel sich um so tiefer in seine Seele bohrte, als er es scharf empfand, wie nothwendig Beherrschung sei, wenn er nicht mit seinen mächtigsten Empfindungen an der Klippe der Lächerlichkeit scheitern sollte.

So lange er ohne wirklichen Nebenbuhler Helenen gegenüber stand, hatte er den Unterschied der Jahre, die sie von ihm trennten, kaum empfunden. Er liebte mit aller Gluth seiner Seele und Sinne, mit aller Kraft eines reichen, nie vergeudeten Gefühls. Von den Frauen bis zur Stunde bevorzugt, ja verwöhnt, hatte nichts ihn daran erinnert, daß auch ihm das Leben verrann, er fühlte sich innerlich noch jung und reich genug, um eine zweite Seele in den vollen Strom der Empfindung mit sich untertauchen zu lassen. Nun aber, den jugendlichen Gestalten gegenüber, die vor seinen Augen so plötzlich sich suchten und fanden, erschien er sich selbst wie ein Bettler, wie ein Thor!

Er auf der Neige des Lebens, er mit dem ergrauenden Haar, er sollte rivalisiren wollen mit dem Manne dort, der ihn an Jugend, an lebensvoller

Frische so weit übertraf! Sein Stolz, mehr als das, ein tiefes, innerstes Schamgefühl bäumte sich in ihm bei dem Gedanken, daß irgend ein Auge entdecken könne, was in ihm vorging — vor Allem das Auge Helenen's! Und doch vermochte er es nicht immer, ihr gegenüber die ruhige Haltung zu bewahren, um die er rang. Die wenigen Wochen, die den jungen Arzt täglich zu Helenen geführt, hatten hingereicht, eine Intimität zwischen Beiden zu erzeugen, die in den gemeinschaftlichen Musikstudien ihren Vorwand, in täglich wachsender Vertraulichkeit ihren Ausdruck fand. Eine unerträgliche Qual durchschnitt Feldheim's Seele, wenn er, wie eben jetzt, zusehen mußte, wie der junge Mann sich zu Helene beugte, wie ihr Blick mit dem seinen so leuchtend zusammentraf, wie ein neues, seelenvolles Leben ihre Züge in seiner Gegenwart verschönerte.

Noch rauschten die vollen Klänge der Eroica dahin, als, von den begeistert Spielenden ungehört, der Major lautlos das Zimmer verließ.

V.

Der Sommer war bereits weit vorgeschritten. Bei Helene Dalen, der sonst so Reiselustigen, wurden aber, zur geheimen Befriedigung der alten Cousine, in diesem Jahre keine Anstalten zu irgend einem Ausfluge

gemacht. Längst schon wanderte der leichte Fuß der jungen Frau wieder ohne Hinderniß durch Flur und Wald, sie sah lebensfrischer aus, als je, und doch war sie, zum Verdruß ihrer zahlreichen Bewunderer, an den Sammelplätzen der eleganten Welt nur selten zu treffen. Geschah es einmal, so fehlten ihr zwar die frische Heiterkeit, das mädchenhafte Lachen, das ihr so wohl stand, auch jetzt nicht, dennoch fand man sie allgemein verändert. Die Verwandlung mochte vor Allem darin liegen, daß die frühere Koketterie völlig aus ihrem Wesen verschwunden schien, wie ein Parfüm, das nicht mehr benutzt wird. Ein anderer, süßerer Duft umgab jetzt wie ein durchsichtiger Schleier die ganze Erscheinung der jungen Frau.

Helene liebte, und war sich dessen voll bewußt. Mit tiefen Zügen trank sie aus dem perlenden Becher des unbekannten Glückes, dessen Inhalt ihr so süß, und doch schon jetzt so fremdartig erschien. Was war es, das so oft einen Schatten über ihre Stirn, einen verschleierten Blick in ihr Auge warf? Sie konnte nicht daran zweifeln, daß ihr Gefühl lebhaft erwidert ward, und doch lebte in ihrer Seele neben Otto's Bilde eine seltsame Ahnung von Sorge. Was konnte sie zu fürchten haben? Kein Hinderniß lag zwischen ihr und ihrem Glück — nur das entscheidende Wort durfte von sei-

nen Lippen fallen, und das Leben, die Zukunft strahlten ihr licht entgegen.

Dies Wort aber blieb aus, noch immer aus, so oft es sich auch schon auf dem Rande der Lippen zu wiegen schien, die ihre Hand so lebhaft zu küssen verstanden. Es war etwas da, was sich nur allzu oft wie eine unsichtbare Schranke zwischen Beide stahl, das mit ihm bei ihr eintrat und, wenn es in ihrer siegenden Gegenwart auch wich, doch immer wiederkam und sie wie mit dunklem Flügelschlag umschattete.

Helene hätte lange sinnen und suchen können, nimmer würde sie herausgefunden haben, daß die Schranke, die sie ahnungsvoll empfand, in ihrem eigenen Wesen lag.

Otto Schaumberg gehörte zu den Naturen, die der Anziehungskraft leicht nachgeben, der Beherrschung aber entschlüpfen. Das originelle und fesselnde Wesen der jungen Frau hatte eine feurige Empfindung für sie rasch geweckt, und in kürzerer Zeit, als er für möglich gehalten, drängten sich die Consequenzen dieses Gefühls in seine gewohnte, mit Ueberzeugung adoptirte Lebenssphäre. Trotz allem Genuß, der in dem in jeder Weise interessanten Verkehr mit Helene für ihn lag, fühlte doch Schaumberg bei all den fremdartigen Beschäftigungen, in die sie ihn hineinzog, bei der zu-

versichtlichen Weise, wie sie seine Zeit in Anspruch nahm, ein wachsendes Unbehagen. Ihm, dessen Charakter intensiv war, bis zur Pedanterie sogar, war jede Zersplitterung von Zeit und Kräften störend und verstimmend. Er empfand es scharf und deutlich, daß Helenens Weltanschauung von der seinigen gänzlich verschieden sei, daß er, mit dieser Frau als Gefährtin auf seinem Lebenswege, entweder ihr eigenthümliches Wesen umschmelzen, oder die festgeschlossenen Bahnen verlassen mußte, die er sich vorgezeichnet. Was ihn trotz dieser Ueberzeugung fester an sie band als all ihr Reiz, war die Gewißheit, ihre Liebe zu besitzen.

Man muß es empfunden haben, wie die Liebe eines Andern uns überrascht und erwärmt, wie sie uns gefangen nimmt und zuletzt mit sich fortzieht, um der ganzen Macht eines solchen Bewußtseins gerecht zu werden! Otto's Ahnung, daß Helene jene Briefe an ihn gerichtet habe, ward ihm bei öfterem Zusammensein mit ihr zwar durch keinen sichtbaren Beweis, aber durch manche Zufälligkeit bestätigt und hatte sich als feste Ueberzeugung in der Tiefe seines Herzens eingenistet. Eine eigenthümliche Rührung ergriff ihn bei dem Gedanken, daß dies schöne, reichbegabte Geschöpf ihn aus der Fülle des eigenen Gemüthes heraus erfaßt hatte. Oft, wenn ihr allzu selbstständiges, küh-

nes Verschmähen der öffentlichen Meinung ihn verletzte, stieg versöhnend der Gedanke an jenen zweiten Brief in ihm auf, der eine so echt weibliche, ja mädchenhafte Gesinnung verrieth. Dann sagte er sich gern, daß ein Weib, das ihn so selbstlos und innig liebe, sich seiner Denkweise, seinen Lebensgewohnheiten anpassen würde, sei ihr Wesen auch noch so ausgeprägt.

Wochen und Monate vergingen ihm so in wachsender Aufregung und Spannung, die sich oft bis zum Unerträglichen steigerten. Ein unwiderstehlicher Zug führte ihn immer von Neuem zu der Geliebten, aber oft und öfter kehrte er mit einem Gefühl der Müdigkeit und Abspannung von ihr heim in sein stilles Studirzimmer, unfähig, nach seiner einstigen Gewohnheit dort zu schaffen und zu leisten, wozu er sich berufen und verpflichtet fühlte. Helene war eine Künstlernatur, sie gab unaufhörlich, gab, ohne es zu ahnen, oft allzu viel — solche Frauen haben nur *eine* Weise etwas zu lieben oder zu thun, und das ist, von ganzer Seele! Weil ihnen selbst die Verschwendung so natürlich, so leicht ist, erwarten und fordern sie beständig mehr, als der Mann zu gewähren vermag, will er nicht Alles von sich werfen, was seine Wesenheit ausmacht.

Auch das Verhältniß der jungen Frau zu Feld=

heim störte und verstimmte Schaumberg immer von Neuem. Er empfand zu lebhaft für Helene, um, trotz aller Selbstbeherrschung ihres älteren Freundes, dessen heißes Gefühl nicht bald errathen zu haben. Es schien ihm unzweifelhaft, daß auch Helene hierüber klar sehen müsse, und darum verletzte und erbitterte es ihn, wenn er sah, wie die Geliebte mit Feldheim schmollte, so oft er ausblieb, wie sie ihn mit Jubel empfing, wenn er wiederkam, und durch hundert unwillkürliche Aeußerungen verrieth, daß der Umgang, die Freundschaft des Majors ihr unentbehrlich waren.

Vielleicht war es doch vor Allem diese stachelnde Empfindung, die unserem jungen Freunde endlich den Entschluß abrang, sich um jeden Preis von der Kette loszureißen, die ihn von Tag zu Tag fester umschlang und zu ersticken drohte.

Ein äußerer Anlaß brachte diesen Entschluß zur Reife. In Berneck, einem nahegelegenen Badeorte des Fichtelgebirges, ward durch einen plötzlichen Todesfall die Stelle des Bade- und Bezirksarztes erledigt, und von Seiten des Medicinal-Collegiums erging an Schaumberg ganz unerwartet die Anfrage, ob er geneigt sei, diese Stellung zu übernehmen.

Trotz aller vorhergegangenen Kämpfe warf dennoch die nun drängend vor ihm stehende Entscheidung

einen Brand in die Seele des jungen Mannes, der von der Macht seines energischen Willens zwar gelöscht ward, dabei aber gar Vieles in ihm verheerte. Als er seine Zusage an die Behörde unterzeichnete, in welcher er sich bereit erklärt hatte, in den nächsten Tagen nach dem neuen Berufsorte abzugehen, ging es wie ein Riß durch seine Seele. Nur wenige Meilen waren es zwar, die ihn fortan von Helene trennen sollten, ihm aber bedeuteten sie ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen. —

Es dämmerte. Helene saß, von den schweren Gardinen halb verhüllt, in der tiefen Fensternische ihres Wohnzimmers und sah unverwandt auf die menschenleere Straße hinaus.

Die junge Frau sah heute leidend aus, eine durchsichtige Bläße war über ihre feinen Züge ausgegossen, tiefe Schatten lagen um die fieberisch glänzenden Augen. Obgleich sie sich nicht rührte, würde doch ein Beobachter leicht erkannt haben, daß sie heftig erregt war; die kleine Hand, die auf dem Fensterkissen lag, erzitterte mitunter, und eine der blauen Adern, die ihre freien Schläfe durchzogen, pulsirte unaufhörlich. Seit vorgestern hatte sie von Schaumberg weder etwas gehört, noch gesehen, diesen Morgen aber seine Versetzung und Beförderung als amtliche Ankündigung im

Tageblatt gelesen. Seitdem saß sie und wartete auf ihn.

Das Warten einer Frau, die liebt und leidet — was käme Dem wohl gleich! Man hat oft gesagt und geschrieben, die Liebe des Weibes sei deshalb so viel tiefer und ausdauernder als die des Mannes, weil ihr so viel Zeit bleibt, mit dem eigenen Herzen zu verkehren — das aber ist es nicht, was ihr Gefühl so vertieft, es ist das stumme Warten auf ein Glück, das sie sich nicht selbst erobern darf. Sie kann nichts thun für ihre Liebe, sie kann nicht hinaus aus dem Zauberkreise, den Sitte und Zartgefühl um sie ziehen; will sie handeln für das Glück ihres Herzens, so handelt sie gerade dagegen — sie kann nichts thun, als warten! Oft allerdings mit lächelnder Zuversicht, die das Ersehnte sogar freiwillig verzögert, weil solches Warten so süß ist — oft aber auch mit stockendem Herzschlag, der jede Secunde zur tödtlichen Qual werden läßt! Und so wartete heut Helene.

Als die ihr unglaubliche Neuigkeit von Schaumberg's bevorstehendem Wegzug so unerwartet ihr Auge getroffen hatte, war ihre erste Regung auflodernder Unwille. Er wollte fortgehen — er hatte diesen in sein Leben eingreifenden Entschluß gefaßt, ohne ihren Rath, ihre Wünsche zu befragen, der Entschluß war

zur That geworden, und sie wußte nichts davon! Der Gedanke an Vergeltung, der in leidenschaftlichen Gemüthern so rasch aufwallt, färbte ihre Wangen mit dunkler Gluth — sie wollte ihn das fühlen lassen, ihn dafür strafen, auch er sollte leiden, scharf und glühend leiden, wie sie in diesem Augenblick! Sie würde ihn kalt empfangen, wenn er heute käme, mit gleichgültiger Miene seine Mittheilung anhören, ihn nichts von dem Aufruhr ahnen lassen, der sie in diesem Augenblick durchwühlte! Mit fliegender Brust wanderte sie rastlos in ihrem Zimmer auf und nieder, dazwischen immer von Neuem athemlos aufhorchend. Bei dem leisesten Geräusch im Hause drohte ihr wilder Herzschlag sie zu ersticken — sie haßte Otto in diesen Stunden fast, um all der Qual willen, die sie um ihn litt.

Wie nun aber Stunde um Stunde verrann, ohne ihn zu ihr zu führen, schmolz all das leidenschaftliche Zürnen in Schmerz und Angst dahin. Todtmüde setzte sie sich endlich an's Fenster, ihr Warten wurde schwere Bangigkeit, sie begann der Stunde der Erklärung entgegenzubeben, wie einem Urtheilsspruch. Sollte sie den Geliebten durch irgend ein Wort, eine Miene verletzt haben?

Grübelnd sann sie über ihr letztes Zusammensein

mit ihm nach — jeder seiner Blicke, jeder Laut ging an ihrer Seele vorüber. Er war nicht anders gewesen, als sonst, wenigstens nicht anders, als während der letzten Wochen — aber gerade diese ganze Zeit lastete ja wie ein Alp auf ihrer Seele. All die geheime Sorge stieg gespenstergleich aus der Tiefe ihres Herzens auf, in die sie stets zurückgedrängt worden war; was sind die Sorgen der Liebe denn auch Anderes, als Vorgefühle ihrer Schmerzen!

Oft und öfter war Otto in diesen letzten Wochen tagelang ausgeblieben, sein Blick war manchmal so trübe, er hatte so oft zu Boden gesehen, statt in ihr Auge. — Plötzlich fuhr sie heftig zusammen, jeder Blutstropfen wich zurück bis zu ihrem Herzen und ließ es stocken. Schaumberg war aus der Thür gegenüber getreten. Er sah zu ihrem Fenster auf, grüßte ruhig und kam herüber.

Als er vor der jungen Frau stand, schwiegen Beide einige Augenblicke. Jedes suchte und fand in den blassen, erregten Zügen des Andern den Widerschein der eigenen Empfindung.

„Sie haben vielleicht schon erfahren, gnädige Frau", sagte Schaumberg endlich, „daß ich heute komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen?"

Helene bejahte durch ein Zeichen, ohne ihn anzublicken.

„Vielleicht haben Sie es seltsam, vielmehr unartig gefunden, daß ich Ihnen nicht vorher über diesen Wechsel meines Geschickes Mittheilung machte. Es kam rasch, unerwartet — die Entscheidung drängte — meine Zeit war in den letzten Tagen bis zur Athemlosigkeit in Anspruch genommen —"

„Mangel an Zeit also" — sagte Helene, und ihre Lippen zuckten.

„Mangel an Muth vielmehr", sprach der junge Mann mit gepreßtem Ton. „Der Antrag eines größeren Wirkungskreises entspricht meiner Lebensaufgabe, meinem Bedürfniß. Ich fühle mich nur dann wohl, wenn ich angestrengt arbeite, und — nur arbeite. Dennoch ist der Entschluß mir nicht leicht geworden, ich wollte, mußte allein damit fertig werden."

„Ich würde ihn nicht erschüttert haben", sagte Helene, indem sie ihn mit stolzem, leuchtendem Blicke fest ansah.

„Das weiß ich, gnädige Frau. Mir aber würde vielleicht die Kraft versagt haben, ihn auszuführen, wenn — — Ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen, Ihnen zu danken für all Ihre Güte, Sie um ein freundliches Andenken zu bitten!"

Er hatte Helenens Hand ergriffen; eiskalt lag sie

in der seinen. „Wann reisen Sie ab?“ fragte die junge Frau tonlos.

„Morgen früh.“

Kein weiteres Wort fiel mehr zwischen Beiden. Die Regung von Stolz, die Helene einen Augenblick Kraft verliehen hatte, war dahin. Angstvoll zu Otto aufblickend, legte sie unwillkürlich noch ihre zweite Hand auf die seinige, und er erblaßte unter ihrem Blick bis in die Lippen hinein. Welche Sprache vermöchte die Beredsamkeit eines menschlichen Gesichtes zu erreichen, aus dem ein gequälter Geist anklagend zu einer Seele spricht, welche begreift!

Einige Augenblicke vergingen, in denen Keines von Beiden eine Bewegung machte, dann hob Schaumberg plötzlich die kleine, kalte Hand an seine Lippen, und hatte einen Moment nachher das Zimmer verlassen.

Helene stand regungslos, und blickte ihre Hand an. Ein Tropfen schimmerte darauf — war er aus ihrem — war er aus seinem Auge gefallen?

Zusammensinkend drückte sie die strömenden Augen in's Kissen des Sopha's, neben dem der Geliebte so oft gesessen, und dachte schauernd an Leben und Zukunft.

Noch war Helene jung genug, um an die ewige Dauer ihrer Schmerzen zu glauben.

Zweite Abtheilung.

Elisabeth.

I.

An der Pforte des Fichtelgebirges liegt ein altes Städtchen, das sich seit einigen Jahren zum Curort aufgeschwungen hat. Neben seinen stärkenden Fichtennadelbädern, seiner gut organisirten Molkenanstalt, bietet es den Curgästen noch den Vorzug der ungezwungensten Lebensweise und pittoresker Naturschönheiten.

Sagenhaft und sagenreich ist das Fichtelgebirge, allerwärts ein Hort von Märchen und Geschichten, und noch heute scheinen die kleinen Unterirdischen, von denen jedes Kind des Landes zu erzählen weiß, dort zu hausen. Ringsum sind ihre Schätze geheimnißvoll

ausgestreut. Im Grunde des Baches schlummert die echte Perle, im Grunde der Berge Gold und Erz; je höher der Fuß sich hinaufwagt, desto häufiger begegnet dem Auge der funkelnde Glimmerstein, der im Sonnenlichte blitzt, wie eine Neckerei der Gnomen, die ihre Schätze wohl zeigen, aber nicht hergeben mögen. Sieben hohe, eng zusammengeschobene Berge, theils in nackten, grotesk aufsteigenden Felsmassen, theils dicht bewaldet, aber überall scharfkantig, schließen sich um das tief in enger Thalschlucht gelegene Städtchen, das nur nach Süden hin einen ebenen Ausgang hat, den gleichfalls sieben rasche Gebirgswasser sich nach dieser Seite erzwangen. Wer von dorther durch die schöne nach Baireuth führende Allee sich Berneck nähert, muß von dessen Anblick überrascht werden; langsam aufsteigend, die hochgelegene Kirche als Mittelpunkt von drei Burgruinen terrassenförmig überragt, erscheint der Ort wie eine lebendige Illustration des oft mißbrauchten Wortes: romantisch. Gleich freundlichen Augen blicken die hellen Fensterscheiben der reinlichen Häuser, welche, an hinabdrohende Felsmassen angelehnt, von ihnen oft thurmhoch überragt, gar originelle Straßen bilden. Der durchsichtig klare Perlenbach, die Oelsnitz, von einer freiliegenden Brücke luftig überwölbt, durchrauscht eilfertig das Städtchen: nur einzelne Gasthöfe und

Amtswohnungen machen einen gewissen Anspruch auf Stattlichkeit, sonst trägt es einen durchaus ländlichen Charakter. Auch die neuen Anlagen, die zu Curzwecken entstanden, sind der natürlichen Scenerie mit Verständniß angepaßt, und nichts stört die Gäste, die sich meist aus Norddeutschland hierher wenden, im Genuß der ländlichen Freiheit. Wer einmal in Berneck war, kehrt gern wieder, und von Jahr zu Jahr bringt eine größere Zahl von Sommergästen Leben und Bewegung in dies abgelegene Stückchen Welt.

Anders sieht es dort freilich im Winter aus. Da sind die Bewohner dieser engen Bergschlucht wie losgetrennt vom Verkehr mit der Welt draußen, oft genug werden die Straßen unfahrbar, und der festgetretene, fußhohe Schnee schmilzt nicht eher, bis „der Frühling kommt und von den Bergen schaut.“

Auch jetzt lag, obgleich erst Weihnachten vor der Thür war, eine weite, flimmernde Schneedecke über Stadt und Land ausgebreitet, und die Bernecker hatten sich in den Bann ergeben müssen, den der Winter um sie legte. Vielleicht war keinem unter ihnen diese Isolirung so wenig störend, als Schaumberg. Er lebte nun bereits vier Monate an seinem gegenwärtigen Berufsorte und wünschte sich immer von Neuem Glück, eine Stellung eingenommen zu haben, die seiner Neigung

so ganz gemäß war. Sein Wirkungskreis umfaßte eine ziemlich bedeutende Landstrecke und war, besonders in dieser Jahreszeit, nicht wenig anstrengend, doch fühlte er sich ganz an seinem Platze. Zum ersten Mal war es ihm vergönnt, in völlig unabhängiger Berufsthätigkeit zu wirken.

Namentlich in den ersten Monaten empfand der junge Mann den Segen unablässiger Thätigkeit als eine große Wohlthat. Durch den Abschied, die Trennung von Helene, war sein Gefühl für sie so gesteigert worden, daß der kaum überwundene Widerspruch zwischen Neigung und Ueberzeugung von Neuem, und diesmal leidenschaftlicher als je, in ihm hervorbrach. Wie aber solcher Widerstreit der unleugbaren Doppelnatur im Menschen nicht unlösbar ist, erfahren wir jedesmal, wenn wir wirklich arbeiten müssen. Da ordnet sich Alles dem Beruf unter, alle Fähigkeiten fügen sich der Einen, die zur That wird. Wenn auch oft in den Stunden der Rast jener schöne blonde Kopf lebendig vor ihm erschien, wenn der letzte, schwere Blick ihn verfolgte, die geliebte Stimme hineintönte bis in seine Träume, so fühlte er doch, daß es möglich sei, sie zu entbehren. Er vergaß nicht — Helene gehörte nicht zu den Frauen, die man überhaupt vergißt —, ihr Bild begann aber in jenen Raum seines Herzens

zurückzuweichen, wo unsere überwundenen Schmerzen und unsere Todten schlafen.

In jeder Gestalt trat das Leben Otto Schaumberg jetzt frischer und lebendiger entgegen. Sein jugendlich kräftiger Körper empfand die vermehrte Bewegung und Anstrengung wohlthuend, frisches Leben floß durch alle seine Glieder, so manche bis jetzt nicht geweckte Fähigkeit wagte sich, ihn selbst überraschend, hervor und befriedigte sein Selbstgefühl. Wer kennt nicht die Verhältniße eines Landstädtchens, wo die wenigen Gebildeten zu sehr auf einander angewiesen sind, als daß der Einzelne sich häufigem Verkehr zu entziehen vermöchte! Sogar Besuche mußten gemacht werden, und wenn der junge Arzt auch mit den Familien dadurch in keine nähere Beziehung trat, so hatte ihn doch die kleine Zahl der Beamten in ihren täglichen Abendclub gezogen. Der Landrichter mit seinen beiden Assessoren, ein Notar, der Decan, dann ein alter Bürgermeister, der Apotheker und endlich der Revierförster, der zugleich Perleninspector war, bildeten den Honoratiorenkreis Bernecks. Mit dem Blick des Physiognomikers, der sich bei jedem Arzt, welcher mehr versteht, als Recepte zu schreiben, so scharf ausbildet, erfaßte Schaumberg die Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Personen. Unter diesen intressirte ihn vor Allem der Revier-

förster Andlau durch seine scharf ausgeprägte Persönlichkeit.

Von stattlicher, ja hünenhafter Gestalt und tönender Stimme, hatte dieser Mann in seinem ganzen Auftreten etwas Despotisches, was sich auch im geselligen Verkehr nicht verläugnete. Er unterhielt sich fast nie, sondern hielt Reden. Ihn zu unterbrechen war eine physische Unmöglichkeit; erhaschte man einen Augenblick, um ihm etwas zu erwidern, so erhob er seine Stimme derart, daß es dem Andern unmöglich ward fortzufahren. Diese Eigenthümlichkeit machte ihn für Solche, die selbst Raum wünschten, sich in ihrem eigenen Wesen zu zeigen, lästig, ja selbst unerträglich; Schaumberg, der im Gespräch lieber nahm als gab, freute sich des mächtigen, kraftvollen Naturells Andlau's, und gewann ihn lieb, ohne ihn zu überschätzen.

Bald verkehrte der junge Arzt häufig im Hause des Revierförsters. Es war in einiger Entfernung von der Stadt gelegen, und Schaumberg kehrte auf seinen Landgängen oft und gern dort ein, stets ein willkommener Gast. Andlau lebte mit seiner alten Haushälterin und seinen Hunden allein. Er war Wittwer; seine einzige Tochter Elisabeth, von der er nur selten sprach, war seit mehreren Jahren im Hause von

Verwandten, „auf der hohen Schule", wie er sich spottend auszudrücken pflegte.

Das junge Mädchen, dessen Ausbildung vollendet war, sollte nun zum Vater zurückkehren, der von dieser Aussicht nicht übermäßig entzückt zu sein schien. „Weiß der Herrgott, was für eine Puppe meine Frau Schwester mir zurechtgeschnitzt hat", äußerte er am Tage vor ihrer erwarteten Ankunft mürrisch gegen Schaumberg. „Ich hätte ihr das Mädel gar nicht geben sollen! Hab's schon hundert Mal bereut! Die Kleine war brav, als ich sie zu Hause hatte, beim Bernecker Schullehrer hätt' sie Alles lernen können, was ein Mädel braucht; für all' den städtischen Krimskrams gebe ich keine taube Nuß. Jetzt wird sie Clavier klimpern und Romane lesen wollen! Seit mein Schwager nun gar vor einem halben Jahr nach München versetzt worden ist, führen sie das Kind dort in Theatern und Concerten herum, und gewiß hätte die Alte, dem Pathchen zu Liebe, ihre mürben Knochen auch auf ein Dutzend Bälle getragen. Wäre mir schon recht gewesen — verrückter Einfall das, von der Kleinen, jetzt, mitten im Winter heim kommen zu wollen! Nun, ganz nach ihrem Belieben, wenn sie's hier nicht nach ihrem Geschmack findet, kann ich ihr nicht helfen."

„Ihre Fräulein Tochter wünschte also selbst, jetzt

zu Ihnen zurückzukehren? Das muß Sie doch freuen?" schob Schaumberg eilfertig dazwischen.

Der Revierförster lachte grimmig. „Da ist was zu freuen! Meinen Sie denn, das Püppchen käme mir zu Liebe? Irgend ein Weiber-Raptus ist's, vielleicht hat sie in München einen Schatz, den sie nicht kriegen kann, oder sonst was — ein achtzehnjähriges Mädel, die nach Herzenslust in der Residenz tanzen und springen könnte, verlangt nicht auf's Land zu einem brummigen Vater, wenn Alles richtig ist. Na, wir werden ja sehen! Meine alte Gretel ist vor Freude ganz confus und macht lauter Dummheiten, schon deshalb bin ich froh, daß die Elisabeth morgen anlangt: Elisabeth! Was das für ein ellenlanger Name ist — ich werd' sie ruhig wieder Lisett' rufen, wie früher. Man hat's nur bis jetzt dabei lassen müssen, wie's meine Schwester ausgeheckt hat; wissen Sie, es ist ihre Pathin und eine Erbtante dazu, da muß man mitunter ein Auge zudrücken. Die Schwester hat keine Kinder, und einen reichen Mann, der nach ihrer Pfeife tanzt. Da meint sie, das müßten alle Leute thun; an mir hat sie auch schon schnitzen wollen, ich bin ihr nicht fein genug — ho, ho, Frau Schwester, das war doch zu hartes Holz! Das Püppchen wird aber besser gerathen sein! Nun, das Haus soll sie mir nicht umkehren, dafür will ich gut stehen, Doctor!"

„Das wollen wir abwarten", sagte Schaumberg lachend, indem er sich empfahl.

II.

Es war Christabend. Schaumberg, über Land gerufen, kehrte erst zurück, als schon die Dunkelheit einbrach. An dem klaren, sternhellen Himmel begann der Mond aufzusteigen, und während der Wanderer voranschritt, fiel das weiße Licht immer breiter auf die schimmernde Schneelandschaft. In dem Dorfe, das Schaumberg eben erreicht, erhellten sich fast zu gleicher Zeit die meisten Fenster; es hatte eben zum Ave Maria geläutet, und um diese Stunde erglänzt den Kindern jener Gegenden Weihnachtsfreude selbst in der ärmsten Hütte.

Eine eigenthümlich weiche Stimmung überkam Otto. Seit Jahren war ihm die Weihnacht nicht mehr lebendig geworden; in seinem Zimmer allein, oder im Gasthof mit Bekannten, hatte er diesen Abend verlebt wie jeden andern. Heut wachte nun auf einmal der alte, süße Kindertraum in ihm auf! Er sah die ihm kaum noch deutliche Gestalt der früh verstorbenen Mutter zwischen geschmückten Tischen auf und ab gleiten, vom Glanz des strahlenden Christbaums beleuchtet — all seine Sinne erfüllten sich mit Weihnachtsträumen! Der eigenthümliche Duft des Tannenbaumes hauchte ihn an, das

nichts Anderem vergleichbare Prasseln der Zweige, die, von einem der Lichtchen ergriffen, mitunter anbrannten, streifte sein Ohr. Er hörte den Choral wieder, den die Schwestern mit ihren feinen Kinderstimmen sangen, und ein alter, lang vergessener Spruch, den er selbst hatte vortragen müssen, während sein ungeduldiges Kinderherz der Bescheerung entgegenpochte, klang heute Wort für Wort in seiner Seele wieder.

Wehmuth durchschauerte ihn, er fühlte sich allein, so verlassen, er sehnte sich aus tiefstem Herzen nach einer Hand, die er drücken könnte, nach einem Auge, das ihn freundlich ansehen möchte. Immer langsamer schlenderte er dahin, tief in Gedanken. Das rasche, kurze Anschlagen eines Hundes störte ihn aus der Träumerei plötzlich auf; vor ihm lag das Forsthaus. Er blieb stehen und sah nach den Fenstern. Sie waren alle dunkel, nur aus dem Zimmer des Revierförsters schimmerte das bekannte Lampenlicht. Schaumberg zögerte einen Augenblick, dann trat er in's Haus. Er war seit einer Woche nicht mehr dort gewesen, das Eintreffen der neuen Bewohnerin hatte seinen Besuchen den Reiz der Ungenirtheit genommen, den er gern hatte. In irgend ein Familienfest einzufallen, fürchtete er nicht, dafür war der Abend noch nicht vorgerückt genug. Mit ein paar Sprüngen war der junge Mann oben;

auf sein Klopfen tönte keine Antwort, er schaute in's Zimmer, es war erhellt, aber leer.

Um nach Andlau zu fragen, ging er hinunter in die Stube der Haushälterin, die nach dem Hofe zu lag; ohne Umstände öffnete er die Thüre, blieb aber sogleich halb verlegen stehen, gefesselt von dem Anblick, der sich ihm bot.

Auf einem langen, mit weißen Tüchern bedeckten Tische stand ein großer, hellbrennender Christbaum, an dessen Fuß eine kleine, aus vielen Figuren bestehende Krippe aufgebaut war. Geschenke aller Art, Kleidungsstücke, Schulhefte, Püppchen und Weihnachtskuchen, lagen in bunter Reihe den Tisch entlang. Acht oder zehn kleine Mädchen, Dorfkinder, wie es schien, drängten sich mit gespannten, etwas verblüfften Gesichtern um eine schlanke Mädchengestalt, die dem Christbaum zugewendet und mit der Hand nach der Krippe zeigend, ihnen mit Lebhaftigkeit das Evangelium des Weihnachtsabends erzählte.

In einer Ecke des Zimmers saß Andlau, mit einer langen Pfeife bewaffnet, und einem schmunzelnden Ausdruck, der seinem Löwengesichte wunderlich genug stand. Er allein hatte das Eintreten seines jungen Freundes bemerkt und legte, ihm zunickend, sehr verständlich den Finger auf den Mund. Das Zeichen wäre

nicht nöthig gewesen, denn Otto stand lautlos, den Blick unverwandt auf die hübsche, lebendige Gruppe vor ihm gerichtet, vor Allem auf die Hauptperson, die, von all den Weihnachtskerzen hell beleuchtet, aussah wie eine Fee im Märchen. Elisabeth war eine strahlende Schönheit, das etwas brünette Gesicht von edelster Form, die hohe Gestalt von plastischer Vollendung. Eben jetzt war das junge Gesicht von froher Erregung lebhaft gefärbt, die braunen Mandelaugen leuchteten vor Freude. Eine nach der Anderen führte sie die kleinen Mädchen an den Tisch, beschenkte, erklärte und liebkoste sie dabei so innig und zutraulich, daß die Blödigkeit der Dorfkinder in lauten Jubel überging. Bei einer raschen Wendung gewahrte sie indeß plötzlich den jungen Mann, der, noch immer regungslos, wenige Schritte von ihr stand. Sie fuhr heftig zusammen und glühende Röthe übergoß ihr Gesicht.

Andlau, nachdem er den Gast in seiner gewöhnlichen lauten Weise begrüßt hatte, rief ihm mit dröhnendem Lachen zu: „Nun Doctor, sehen Sie sich den Popanz einmal an, der Sie bis jetzt, wie's scheint, aus meinem Hause verscheucht hat — sie ist nicht wie der Mann im Walde, der die kleinen Kinder frißt, sie giebt ihnen im Gegentheil was zu — essen!"

Otto war zu dem jungen Mädchen getreten und

sagte ihr ein paar artige Worte des Willkomms in der Heimath. Sie sah nicht auf, erröthete aber von Neuem und antwortete so undeutlich und befangen, daß der junge Mann, von ihrer Schüchternheit angesteckt, sich es zum Vorwurf machte, in die für Fremde gewiß nicht berechnete Scene hineingerathen zu sein.

In diesem unbehaglichen Gefühl wollte er sich nach ein paar Minuten empfehlen, Andlau erhob aber dagegen energischen Einspruch, und der Gast fand sich wider Willen in das Zimmer des Oberförsters entführt und dort etablirt, ehe er sich recht besonnen hatte.

„Lassen wir das Kind drunten mit ihren Rotznäschen wirthschaften", sagte er, die gewaltigen Glieder streckend, „und plaudern wir hier, bis der Rehziemer gar ist. Ich lasse Sie heut nicht fort, Doctor! Mein Mädel hat mir nun einmal weis gemacht, Weihnachtsabend sei etwas Absonderliches, da wollen wir Zwei ein paar Flaschen Würzburger Leisten mit einander ausstechen. Was sagen Sie zu der Kleinen? Ist wirklich ein Prachtmädel geworden in dem Jahr, seit ich sie nicht mehr gesehen. Und einen Trotzkopf hat sie, sag' ich Ihnen! Mit der Lisett' ist's nichts, Elisabeth muß ich sie rufen, das hat sie schon durchgesetzt in den acht Tagen, und ihren Christbaum auch! Was denken Sie, Doctor — hat mir das Kind wirk-

lich zugemuthet, ich solle mir heute von ihr bescheeren lassen, wie ein kleiner Junge in Pumphöschen, und wie ich mich auf solchen Schnickschnack nicht einlasse, beschwätzt sie den Gehülfen, daß er ihr den schönsten Tannenbaum im Revier schlägt, geht hin, liest sich ein halb Dutzend Bettelkinder zusammen, und richtet ihren ganzen Kram drunten so schmuck her, daß es mir selbst Spaß gemacht hat und ich mich jetzt ärgere, der Kleinen kein Präsent gemacht zu haben.

„Aber nun sagen Sie mir, Doctor, was Teufels sind Sie die ganze Zeit weggeblieben? Bscht — brauchen gar nichts zu antworten, ich weiß schon, daß Sie allen Unterröcken aus dem Wege gehen! Vor meinem Mädel brauchen Sie sich aber nicht zu scheuen, die ist kein solches Kräutchen Rührmichnichtan, wie ich mir vorstellte, lachen kann sie, daß Einem selber das Herz im Leibe lacht, in Wind und Wetter geht sie mit mir hinaus, und kann Einem den Stuhl und die Pantoffeln so gut zurechtrücken, daß Einem ordentlich wohl dabei wird. Und ein Leben ist in dem Mädel, sag' ich Ihnen! Das trillert den ganzen Tag wie eine Lerche, Trepp auf, Trepp ab, das springt wie ein Eichhorn, und kann schmeicheln wie ein Kätzchen!"

Ergötzt hörte Schaumberg der Suada des alten Herrn zu, dessen herzinnige Freude an der Tochter,

im Gegensatze zu dem Mißvergnügen, mit dem er sie erwartet hatte, im Stillen seine Heiterkeit hervorrief.

Als zum Essen gerufen ward, freute er sich darauf, das schöne Gesicht wiederzusehen, welches ihn wirklich von Neuem frappirte. Die lebhafte Färbung, die es vorhin gezeigt, war nun verschwunden, kaum ein Anflug von Röthe deckte die Wangen, nur die frischrothen Lippen erhöhten den warmen Ton ihres Teints. Elisabeth's größter Reiz war ein eigenthümlich rascher Aufschlag der dunkeln, von langen, etwas gebogenen Wimpern beschatteten Augen. Unwillkürlich wandten Otto's Blicke sich, magnetisch angezogen, ihr immer von Neuem zu, obgleich seine wiederholten Versuche, sie in ein Gespräch zu ziehen, wenig Erfolg hatten. Elisabeth gab sich sehr schweigsam, von der heiteren Lebhaftigkeit, die ihr Vater so laut gerühmt, zeigte sich keine Spur, sie erschien dem Gast sogar auffallend befangen.

Dennoch, so wenig des Mädchens überaus melodisches Organ in das Ohr Schaumberg's erklungen war, begleitete es ihn auf dem Heimwege wie das Echo des angenehmsten Eindrucks, und er gestand sich, selten eine wohlthuendere Gastlichkeit genossen zu haben.

Von da ab kehrte Schaumberg oft und öfter im Forsthause ein, und er konnte und wollte sich nach einiger

Zeit selbst nicht mehr verleugnen, welcher Magnet ihn dahin zog. Täglich ward ihm klarer, daß er in Elisabeth einer Natur begegnete, die zu der seinen stimmte, wie ein Doppel-Accord. Sie waren einander so sympathisch, daß Alles, was sie in der Unterhaltung berührten, ein Licht über die Dinge auszuströmen schien. In Elisabeth's Nähe wurde jede Fähigkeit des jungen Mannes erhöht, gesteigerte Lebensfrische brachte er von ihr in sein Haus, zu seiner Berufsthätigkeit zurück; ihr strahlendes Bild begleitete ihn überall hin und war nirgend zu viel, nirgend störend. Ein lebhafter, ja feuriger Geist verrieth sich in jeder Aeußerung, jedem Thun des Mädchens, und während Otto sie von Herzen liebte, gefiel sie ihm auch in Allem, was sie sprach und vornahm. Der Einfluß, den sein Urtheil, seine Ansichten unverkennbar auf sie übten, that dabei seinem Selbstgefühl sehr wohl. Während Elisabeth im Verkehr mit den wenigen jungen Männern Bernecks, die sich eifrig um das schöne Mädchen bemühten, die harmloseste Heiterkeit zeigte, trat die Befangenheit, welche Schaumberg schon bei dem ersten Zusammentreffen an ihr aufgefallen, ihm gegenüber noch oft hervor und gab der glänzenden Erscheinung einen veilchensüßen Reiz. Wenn er in's Forsthaus kam, war ihr Empfang stets freudig und zutraulich, im Gespräch kam es aber oft plötzlich

über sie, wie ein Hauch von Verschüchterung; dann wechselte sie ohne sichtlichen Grund mit einem Mal die Farbe, stockte und verstummte, und jedesmal bedurfte es in solchen Augenblicken einiger Zeit, bis sie ihre Unbefangenheit und Munterkeit wieder gewann. Schaumberg sann oft über diese Eigenthümlichkeit nach, er konnte nicht herausfinden, was sie, offenbar im Zusammenhang mit einem von ihm gesprochenen, ihm gänzlich unwesentlichen Worte, wieder beunruhigt hatte.

Unmerklich war es Frühling geworden. Schon deckte sich der ganze Abhang des Schloßbergs mit weiß und blauen Fliedersträußen, die ihre Düfte weithin in die junge Welt hinaus hauchten. Auch in den Bergen begann es sich zu regen; sind gleich die Stollen und Schachte, in denen man hier früher nach Gold, Alaun und Kupfer gegraben, nun zerfallen und unzugänglich, so werden doch heute noch Erze aus beutereichen Gruben an's Licht gehoben. An Sonntagen fehlen die Bergknappen in ihrer originellen Tracht selten unter dem fröhlichen Völkchen, das sich im Tanze schwenkt, meist im Freien, und am liebsten vor der besuchten Schenke des Dorfes Goldmühl. Dies hübsche Dörfchen ist zugleich das Lieblingsziel der auswärtigen Gäste, die sich mit den ersten Primeln und Schneeglöckchen in Berneck einzufinden beginnen, und der Mittelpunkt für

ein reges industrielles Leben und Treiben. In dem lieblichen Goldmühlthale sind zwischen üppigen Wiesen und Feldern, neben wohlhabenden Bauergütern, zahlreiche Mühlen und Hammerwerke angelegt, die viel rührige Hände in Bewegung setzen.

Auch die Perlenmuscheln werden nun aus ihrer Winterruhe aufgestört und müssen Rechenschaft ablegen, was sie in der langen Ruhezeit gefördert. Schaumberg, der sich für diese in unseren deutschen Gauen immerhin seltene Industrie intressirte, hatte den Revierförster gebeten, ihn zu benachrichtigen, sobald der Perlenfischer den Bach zum ersten Mal begehen würde. Da auch Elisabeth wünschte, diese Erinnerung ihrer Kinderzeit aufzufrischen, ward eine gemeinschaftliche Partie verabredet. An einem warmen, schönen Maitage fanden sich die drei heiter gestimmten Menschen in Neidhard's Mühle zusammen, um dort erst den Kaffee einzunehmen, dann den Perlenbach zu begehen und gegen Abend nach Amt Stein zu wandern, wohin ein Geschäft den Revierförster rief.

Während der Perlenfischer in das klare, schwach strömende Wasser des Baches hinabstieg, eine der rauhen unscheinbaren Muscheln nach der andern aus dem Kies grub und mit seiner kleinen Zange die Schale vorsichtig öffnete, um zu untersuchen, ob sie Perlen umschlossen,

berichtete Andlau seinem jungen Freunde, in welcher Weise der Fiscus die Perlenfischerei organisirt hätte, und durch welchen Zufall im vorigen Jahrhundert von einem Dorfrichter dieser Hort des Baches entdeckt worden sei.

Elisabeth hörte lächelnd zu. „Glauben Sie kein Wort davon!“ sagte sie lebhaft zu Schaumberg. „Die Geschichte war ganz anders, der Perleninspector weiß auch nicht Alles! Das Muschelweibchen war dabei im Spiel, mir hat's die alte Frau drüben in der Mühle erzählt, deren Urgroßmutter zu der ganzen Sache den Anlaß gab!“

Freundlich sah Otto in das leuchtende Gesicht des Mädchens. „Erzählen Sie mir das!“ bat er. „Die Naturgeschichte der Perlen kenne ich jetzt zur Genüge; ich weiß, daß sie, wie wir Menschenkinder auch, in der Jugend rosig und im Alter grau aussehen. Da ist's weit interessanter, zu erfahren, wer das Muschelweibchen war. Was meinen Sie, Herr Revierförster, dürfen wir langsam vorausgehen, nach Stein zu?“

„Meinetwegen“, brummte Andlau, „ich brauch' Euch nicht, und die dummen Ammenmärchen mit anzuhören, fehlte mir gerade noch. Uebrigens komm' ich bald nach, es giebt heute nicht viel Rares zu inspiciren.“

Schon wanderte das junge Paar den hübschen Fußpfad am Bache entlang. „Nun?“ sagte Otto und heftete einen warmen Blick auf seine Begleiterin.

Sie lächelte ihm zu: „Machen Sie sich aber auf eine ziemlich lange Geschichte gefaßt! — Also, vor etwa hundert Jahren lebte einmal hier in Berneck ein blutarmer Knopfmacher, der besaß nichts auf der Welt, als seine zwei fleißigen Hände und einen braven Buben. Eines Abends gab er seinem Theobald die letzten Knöpfe die er gedreht hatte, und weinte dabei, denn er hatte kein Horn mehr im Hause und auch keinen Kreuzer Geld. Beim Müller, der die Knöpfe bestellt hatte, mußte der Bube warten, weil gerade der Mühlgraben vom Schutt gereinigt wurde und des Müllers kleines Gretchen fordete ihn auf, unterdessen mit ihr zu spielen. Sie lasen aus dem Schutthaufen eine Menge zerbrochener Muscheln auf nnd bauten damit.

Als Theobald endlich den Arbeitslohn bekommen hatte, ging er den Bach entlang nach Hause. Dabei dachte er an des Vaters trauriges Gesicht, und daß der jetzt nichts mehr verdienen könnte. Das Herz wurde ihm ganz schwer, er setzte sich am Ufer nieder und fing an, so herzlich zu weinen, daß seine Thränen in den Bach fielen. Da sieht er auf einmal beim Zwielicht ein kleines Weibchen aus dem Wasser auftauchen — das hatte eine Rüstung an aus lauter glänzenden Muschelschalen; ihr schönes weißes Gesicht schimmerte, in der Hand hielt sie eine schwarze, häßliche

Muschel, die zeigte sie dem Theobald, nickte und tauchte wieder unter.

Der Bube war erst ganz bestürzt. Auf einmal aber fiel ihm ein, daß die Muschel des Wasserweibchens gerade so ausgesehen, wie die Schalen, mit denen er vorhin gespielt hatte, und gleich darauf kam ihm der Gedanke, daß diese Schalen gewiß eben so hart wären, wie Horn, und man daraus wohl auch Knöpfe drehen könnte. Eiligst lief er zurück, suchte die größten Muschelstücke aus, stopfte seine Taschen damit voll und rannte nach Hause. Sein Vater machte gleich den Versuch, arbeitete die ganze Nacht und war glückselig, denn die Knöpfe aus den Muschelschalen bekamen den schönsten Perlmutterglanz und wurden so blank, wie er nie Aehnliches gesehen. Als sie am nächsten Tage hinter seinem kleinen Fenster zur Schau ausgestellt waren, kamen Käufer die Menge und noch mehr Bestellungen. Damit Niemand erfahren sollte, woraus die neuen Knöpfe gemacht würden, sahen Theobald und sein Vater sich nur bei Nacht nach neuem Vorrath um, und bald brachten sie heraus, daß die ganze Oelsnitz, bis zu der Bösenecker Brücke hin, mit solchen Muscheln wie gepflastert war. — Nun ward der Knopfdrechsler bald ein wohlhabender Mann, die Perlmutterknöpfe wurden weit und breit bekannt und verschrieben. Als Theobald

heranwuchs, ließ der Vater ihn sogar damit wandern, und so kamen sie in der Welt herum. — Nach dem Theobald schauten jetzt die Bernecker Mädchen heimlich aus; er war ein gar netter junger Mann geworden und auch eine gute Partie. Ihm selbst gefiel aber nur Eine, und gerade diese konnte er leider nicht zur Frau bekommen. Sie selbst machte freilich keine Einwendungen, dagegen ihr Vater um so mehr. Es war Neidhard's Gretchen, das reichste Mädchen und das schönste dazu. Der alte Müller wollte nichts von einer Heirath mit dem Knopfdrechsler hören, der zwar reichlichen Verdienst, aber weder Haus noch Hof zu eigen hatte. An einem Maiabend — vielleicht war es gerade heut vor hundert Jahren! — kam Theobald todttraurig aus der Mühle zurück. Der Müller hatte ihm rund heraus gesagt, er dürfte nicht mehr hinkommen und Gretchen müßte den reichen Bäcker in Bischofsgrün heirathen. Theobald mochte gar nicht nach Hause gehen, sein Herz war ihm zu voll, er wollte Niemand sehen und ging weit hinaus, die Oelsnitz entlang, bis er sich endlich an's Ufer setzte und in heiße Thränen ausbrach. Wie vor Jahren, fielen die Tropfen hinab in den Bach.

Da stieg abermals das längst vergessene Muschelweibchen auf! Sie lächelte ihm zu und zeigte ihm

wieder eine Muschel — diesmal aber war die Schale geöffnet, und darin schimmerte eine große, schöne Perle. Das Muschelweibchen deutete abwärts in den Bach und tauchte dann unter.

Mit klopfendem Herzen grub Theobald einige Muscheln aus dem Kies; bis jetzt hatte er nur immer die leeren, ausgeworfenen Schalen genommen, die auf der Oberfläche lagen. Er öffnete sie nnd fand in jeder Muschel eine schimmernde Perle. Auf seinen Wanderfahrten hatte er genug von Perlen und ihrem Werth gehört, um zu ahnen, welchen Schatz er entdeckte. Voll Jubel eilte er am nächsten Tage nach Bamberg, ging dort zum Juwelier und löste für das Häufchen Perlen, welches er ihm gebracht, eine solche Menge Geld, daß er dafür das schönste Bauerngütchen kaufen konnte. Es versteht sich von selbst, daß er nun sein Gretchen zur Frau bekam, und diese war Niemand anders, als die leibhaftige Urgroßmutter der alten Frau drunten in der Mühle!"

Elisabeth schwieg und sah ihren Begleiter fröhlich an. „Die Geschichte ist entschieden glaubwürdig," scherzte Otto. „Ist denn das Muschelweibchen seitdem noch öfter zum Vorschein gekommen? Und läßt es sich nur durch Thränen rühren?"

„Versuchen Sie's — drunten rauscht der Perlenbach, wie damals", sagte Elisabeth, stehen bleibend.

Es war ein malerisch schöner Punkt, bei dem sie angelangt waren. Schon seit einigen Minuten hatten sie den Uferweg verlassen, um, langsam aufsteigend, dem Pfade zu folgen, der von Berneck durch den Wald nach Amt Stein führt und zu den schönsten Partien der Gegend gehört. Tief drunten, in der engen Schlucht, blitzte und rauschte der Bach, durch die dichten Gruppen des Laubwaldes drängten sich die Strahlen der schon sinkenden Sonne und woben ein Goldnetz um Zweige und Blätter. Durch eine Lichtung erblickte man von hier aus den schroffen Felsenvorsprung, der die Reste des alten Schlosses Stein trägt, theils in Ruinen, theils zu einer Kirche ausgebaut, die von der steilen Höhe winkt, ein Gruß des Friedens. Wohl diesem Ausblick zu Liebe war unter einer schattigen Eiche eine Moosbank angebracht.

„Wollen wir Ihren Vater hier erwarten, Fräulein Elisabeth?" fragte Schaumberg, indem er auf die Bank zuschritt. Bereitwillig nahm das junge Mädchen an seiner Seite Platz. Sie nahm den Hut ab uud lehnte deu Kopf gegen den Stamm der Eiche. Es war wunderbar still ringsum; Beide saßen schweigend, dem Genuß des Waldfriedens hingegeben. Der junge

Frühling und der sanfte Abend schwebten vereint über dem trauten Plätzchen. Das Leben des klaren Frühlingstages hatte sich noch nicht ausgeblüht — noch dufteten das dichte Moos und die wilden, so wunderbar eigenen Waldblumen aus den dunkeln Schatten hervor, noch klang hier und dort der Schlag einer Amsel, mit leisem Liebeston, der die Menschenbrust ergreift, wie eine Stimme vom Himmel; sanft ging schwaches Rauschen von Baum zu Baum, das geschwätzige Murmeln der Quelle, die wenige Schritte seitwärts aus dem Gestein drang, tönte unabläßig — und doch hob all' dies leise Klingen den Eindruck tiefster Stille nicht auf, es war gleichsam nur das Athemholen des schweigenden Waldes. Wie zur luftigen Kuppel eines Tempels wölbte sich das dichtverschlungene Laubdach der hohen Eichen und Buchen, dazwischen wallten die luftigen Zweige der Birke, schimmerte das zitternde Blatt der Silberpappel.

Nichts Lebendiges regte sich weit und breit. Otto's Herz begann rascher zu schlagen. Ihm war, als ging leise Liebeskunde durch den Wald, ein wunderbares Zukunftsträumen kam über ihn. Die thauigen, schwankenden Laubmassen ringsum schienen ihm ein leidenschaftliches, sehnsuchtvolles Leben zu athmen. Er sah Elisabeth an. Noch lehnte ihr schöner Kopf an dem

Baumstamm; ihr Auge, von den langen Wimpern halb bedeckt, sah träumend in die Schlucht hinab; dennoch mußte sie seinen Blick wohl fühlen, eine tiefe Gluth goß sich immer dunkler über ihr reizendes Gesicht.

„Ihre Sage hat einen tiefen Sinn!“ sagte Otto endlich, und seine Stimme klang weich.

„Ja“, erwiderte das junge Mädchen, ohne aufzublicken, „das höchste Gut wird erst dem, der gezeigt hat, daß er es verdient.“

Schaumberg schüttelte das Haupt. „Nicht so — aber nur der Liebe gelingt es, echte Schätze zu heben. Das galt schon damals, das gilt noch heute. — Sie haben mir von einem Glücklichen erzählt, Elisabeth, wollen Sie einen Glücklichen machen? Darf ich, kann ich hoffen, daß Sie annehmen, was ich Ihnen biete — mein Herz, mein Leben?“

Elisabeth wandte sich und sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an, barg dann das glühende Gesicht in beide Hände und brach in Thränen aus.

Betroffen sprang Schaumberg auf und stand vor ihr, keines Wortes mächtig. „Sie sind nicht mehr frei?“ rief er endlich mit leidenschaftlichem Ton.

Elisabeth ließ die Hände sinken und sah mit den feuchten, strömenden Augen zu ihm auf. „Ich bin zu glücklich!“ flüsterte sie kaum hörbar und ruhte in dem=

selben Augenblick an Otto's Brust, der sie an sich zog, als wollte er sie ewig halten.

III.

Am 4. Juli war Elisabeth's neunzehnter Geburtstag; er sollte ihr Hochzeitstag werden. Andlau hatte dem Drängen des willkommenen Schwiegersohnes nichts entgegengesetzt; für Elisabeth ward der alte Rechtssatz geltend gemacht: Wer schweigt, willigt ein, und so hatte sich nur eine Stimme dem Beschluß widersetzt, daß die Hochzeit der Verlobung so bald folgen sollte. Dies war Elisabeth's Pathin und Tante, die es sich ausgebeten, für die Ausstattung ihres Lieblings sorgen zu dürfen, und die nun ein Wehgeschrei erhob, weil nicht die Hälfte des „Nothwendigsten" in so kurzer Zeit fertig geliefert werden könnte. Da sie aber noch in München festgehalten war und erst zur Hochzeit kommen sollte, ging es ihr, wie meistens den Abwesenden, sie ward überstimmt und mußte sich fügen. Als sie ein paar Tage vor dem festgesetzten Termin in Berneck eintraf, folgten ihr dennoch ein Möbelwagen, unendliche Kisten und Körbe, zu deren Masse so ziemlich auch ihr Mann zu gehören schien.

Schaumberg war ein so glückseliger Bräutigam, daß ihn Alles amüsirte und Nichts ihm beschwerlich

fiel, was sich auf sein nahes Glück bezog. Er selbst erwartete zur Hochzeit Niemand von den Seinen. Er besaß nur zwei Schwestern, die seit dem Tode des Vaters eine Mädchenschule gegründet hatten, und dadurch an ihren Wohnort gebunden waren. Dennoch fehlte es auch ihm nicht an einem Hochzeitsgast; er hatte den Assessor Marbach als Brautführer geworben, und derselbe traf am Vorabend der Trauung in bester Laune ein. Er konnte schon in der ersten Viertelstunde nicht Worte genug finden, die Veränderung anzustaunen, die er mit dem Freunde vorgegangen fand. „Alter Junge!“ rief er, ihn durch's Zimmer wirbelnd, „ich war neugierig genug, Dich im Zustand eines Bräutigams zu sehen, und muß bekennen, meine Erwartung ist übertroffen! Du bist ja gar kein alter Mann mehr, Du bist ja förmlich übermüthig! Wer hätte gedacht, daß hier, hinter den sieben Bergen, bei den sieben Zwergen, ein Schneewittchen versteckt sein würde, die Dir's so hurtig anthun sollte!“

„Ein Schneewittchen nun gerade nicht“, sagte Otto lächelnd, indem er an Elisabeth's bräunliche Schönheit dachte, „eher eine Waldfrau, eine Fichtennadelfee, die menschliche Gestalt angenommen hat, um den Heilkünstler zu verzaubern dafür, daß er ihren Wald zu — Bädern mißbrauchen läßt! Du wirst ja sehen! Wir

wandern nachher hinaus, um bei Andlau's den Abend zuzubringen. Vorerst nimm eine kleine Erfrischung und laß uns plaudern."

„Vor Allem erzählen!" rief Marbach. „Du warst gewaltig lakonisch in dem ersten und letzten Sendschreiben, das Du von hier hast auslaufen lassen. Verlobt — in sechs Wochen Hochzeit — das kam wie ein Wolkenbruch über Einen. Ja, à propos! ich soll Dir Gruß und Glückwunsch von Frau Dalen ausrichten, Deiner einstigen Nachbarin. Sie macht sich eben reisefertig, wohin, wußte sie selbst noch nicht, oder sagte es doch nicht."

„Und wie geht es ihr?" fragte Schaumberg, indem er sich am andern Ende des Zimmers zu schaffen machte.

„Ich habe sie selten gesehen. Die schöne Capriciöse hat diesen Winter einsiedlerische Launen gezeigt und sich wenig blicken lassen. Möglich, daß die Leute Recht haben, es mit dem Verschwinden ihres Chaperon's in Verbindung zu bringen; der Major von Feldheim ist nämlich gegen Neujahr in's Kriegsministerium versetzt worden Die Wahrheit zu sagen, Schaumberg, war ich lange der Meinung, zwischen Dir und dem schönen Weibchen hätte sich etwas eingefädelt, während Du an ihr curirt hast. Wenn Dein Abzug mich aber nicht

schon darüber belehrt hätte, so wäre es jedenfalls die Gleichgültigkeit gewesen, mit der unsere holde Freundin die Mittheilung über Deine Verlobung aufgenommen hat. Ich faßte sie scharf in's Auge, als ich ihr zu diesem Zweck eine Visite machte; sie verzog keine Miene und läßt Dir alles Gute wünschen."

Otto holte tief Athem. Er kannte Helene genug, um zu wissen, daß sie sich, bei all' ihrer Leidenschaftlichkeit, in einem solchen Moment völlig in ihrer Gewalt hatte. „Auch ich wünsche ihr das beste Glück", sagte er nach minutenlangem Schweigen, „sie ist und bleibt eine seltene Erscheinung. — — Nun aber, wenn es Dir recht ist, laß uns zu Andlau's gehen."

Als die Freunde im Forsthause anlangten, wies die Haushälterin sie nach dem Garten, wo die Herrschaft zu finden sei. In der geräumigen Fliederlaube war bereits der Tisch zum Abendbrod gedeckt; dahinter, in die bequemste Ecke gedrückt, saß der Onkel und dampfte seine Pfeife, die vielversprechenden Zurüstungen behaglich musternd, während der Revierförster und seine Schwester in eifrigster Unterhaltung mit einander auf und ab wandelten. Otto stellte seinen Freund vor, erfuhr, daß Elisabeth in ihrem Zimmer sei, und ging in's Haus, um sie aufzusuchen. Als sein bescheidenes Klopfen nicht beantwortet wurde, drückte er die Klinke

leise nieder, um die Geliebte zu überraschen. Sie stand vor ihrem Schreibtisch, beschäftigt, ein Päckchen zu versiegeln, das sie in der Linken hielt.

Mit leuchtendem Auge betrachtete Otto seine Braut. Ihr herrlicher Nacken war leicht gesenkt, das dunkle Haar fiel in schweren Massen darauf nieder; ihre schönen Züge erschienen ihm in diesem Augenblick besonders ausdrucksvoll, ein nachdenkliches Lächeln schwebte um den Mund. Sein volles Bräutigamsherz wallte ihr entgegen — er trat nicht näher, sagte aber mit jenem leisen, vibrirenden Ton, der nur Liebenden zu Gebote steht: „Elisabeth!"

Das Mädchen schrak zusammen, wandte heftig den Kopf und warf mit auffallend plötzlicher Geberde das Päckchen, das sie hielt, in eine halb aufgezogene Schublade des Schreibtisches, die sie hastig verschloß. Als sie Otto darauf die Hand reichte, war ihre Verwirrung noch so augenscheinlich, daß er, etwas betroffen, den Arm um sie legte und ihr tief in's Auge blickte. „Hat meine Elisabeth Geheimnisse?" fragte er zwischen Ernst und Scherz.

Elisabeth ward feuerroth. „Wie kommst Du auf diese Idee?" sagte sie, befangen lächelnd.

„Hier ist etwas versteckt worden!" scherzte er. „Das lasse ich mir heute wohl noch gefallen, von morgen an

aber nicht mehr! Sieh doch nicht so bestürzt aus, mein Liebling, ich weiß ja, daß es sich um kein Staatsgeheimniß handelt!"

„Nein", sagte Elisabeth schüchtern. „Ich habe nur alte Briefe weggepackt, alte Sachen! Später zeige ich sie Dir wohl einmal."

„Das ist es, was ich so an Dir liebe", rief Otto, indem er sie an sich zog, „daß Du klar und durchsichtig bist, wie ein Thautropfen, daß Du keine Vergangenheit hast, keine Erinnerungen, als solche, die Du mir gern erzählen magst. Und nicht wahr, so bleibt es zwischen uns? Laß mich immer wissen, was in diesem reinen Herzen vorgeht, immer Theil nehmen an Allem, was Deine Gedanken beschäftigt!"

Elisabeth lehnte schweigend den Kopf an seine Schulter. „Und was Du von mir nicht schon weißt, das werde ich Dir morgen sagen", hauchte sie mit einem tiefen Athemzuge.

Als die Verlobten den breiten Gang vom Hause her in den Garten kamen, blickte Marbach wirklich überascht auf die herrliche Gestalt der Braut, und der Glückwunsch, den er nach geschehener Vorstellung gegen sie aussprach, war von einem stillen Händedruck an den Freund begleitet. „Du hast Recht", flüsterte er diesem im ersten freien Augenblick zu; „es bedarf hier

keiner ausführlichen Liebesgeschichte, dies Bild ist ganz genügend, um sich den Text dazu selbst zu machen."

Es war ein wundervoller Sommerabend, die Gluth des Tages vorüber, eine laue, wohlige Luft voll Blumengeruch erfüllte alle Sinne. Marbach begleitete das Brautpaar nach dem Abendessen auf einem Gange durch die an den Garten grenzende Allee und fühlte sich von Elisabeth's Frische so angesprochen, daß er ihr gegenüber bald in die Stimmung vertraulicher Behaglichkeit kam.

„Noch habe ich nicht erfahren, wer meine Brautführerin sein wird, Fräulein Elisabeth", sagte er, als das Programm des folgenden Tages zur Sprache kam.

„Ein sehr hübsches und liebes Mädchen, die Tochter unseres Landrichters. Kennen Sie das alte Sprüchwort, Herr Assessor: Keine Hochzeit so klein ꝛc. Wer weiß, vielleicht verlieren auch Sie morgen Ihr Herz!"

„Und was würde mir das nützen?" seufzte Marbach mit komischem Pathos. „Ich habe mein Herz schon oft verloren, leider hat sich aber noch Niemand als glückliche Finderin melden wollen. Ja, Fräulein Elisabeth, manche Leute sind vom Schicksal merkwürdig bevorzugt! Ich bemühe mich Jahr aus, Jahr ein, den Damen zu gefallen, und es gelingt mir nicht — dieser junge Aesculap dagegen, der sich niemals der Courtoisie

befleißigt hat, wird vom Glück förmlich überschüttet. Nicht allein, daß er jetzt so unverhofft das große Loos gewann, nein, auch schon früher flogen ihm die zartesten Herzen zu, sogar in anonymen Briefen verpackt!"

„Schwätzer!" rief Schaumberg lachend, aber mit geheimem Verdruß. Er fühlte dabei den Arm seiner Braut, der in dem seinen lag, erzittern. „Wenn Du uns nichts Besseres aufzutischen weißt, als verjährte Phantasien", sagte er, etwas gezwungen scherzend, zu Marbach, „so dürften wir Dich leicht in Gnaden entlassen und den älteren Herrschaften den Vorzug Deiner Gesellschaft gönnen."

„Ein guter Vorwand, um mich an die Luft zu setzen!" lachte Marbach. „Nun, ich weiß zu leben und Opfer zu bringen! Benützen Sie die Gelegenheit meines Rückzugs, mein Fräulein, und nehmen Sie diesen Verräther in's Gebet! Heute beichtet er vielleicht noch, was ihm morgen keine Göttin mehr entreißt!"

Otto sagte kein Wort, den Freund zurückzuhalten, dessen Scherze heute wie eine Dissonanz in seine reine, schöne Stimmung hineinklangen. Schweigend führte er Elisabeth weiter hinaus in's Freie, indem er ihren Arm fester in den seinen zog und liebevoll auf sie niederblickte; sie sah nicht auf, ihre Wimpern zuckten leise.

„Du hast anonyme Briefe erhalten?“ fragte sie nach einigen Augenblicken, kaum verständlich, indem sie seinen Schritt unmerklich anhielt. Er blieb stehen und sah ihr in's Gesicht; sie war sehr blaß, er fühlte ihren Herzschlag laut pochend an seinem Arm.

„Ist es möglich, Elisabeth“, sagte er, und suchte ihr Auge, — „ist es möglich, daß Du eifersüchtig bist?“

Sie antwortete nicht, doch lösten sich zwei große Tropfen langsam und schwer von den zitternden Wimpern.

„Kind!“ sprach Otto sanft, indem er mit der Hand über ihr Haar strich, „wie kannst Du Dich nur beunruhigen, so ganz ohne Grund! Was Marbach eben so indiscret erwähnte, ist an sich völlig unbedeutend. Ich erhielt allerdings im vorigen Jahre ein paar anonyme Briefe zarten Inhalts, die aber ohne jede Folge blieben. So unwesentlich die Sache ist, würde ich Dir doch vielleicht davon erzählt haben, wenn ich nicht wüßte, wer die Schreiberin dieser Briefe ist!“

„Du weißt es?“ rief Elisabeth lebhaft, indem sie ihre Augen mit dem eigenthümlich plötzlichen Aufschlag zu ihm erhob.

„Ja“, sagte Schaumberg, „und Du wirst es begreiflich finden, daß ich selbst mit Dir nicht davon sprechen möchte — es wäre allzu unzart! Ich gebe

Dir mein Wort, geliebtes Kind, daß Du die Einzige auf der Welt bist, die je ein Wort der Liebe von mir gehört hat, und daß jene Briefe, deren Erwähnung Dich so aufregte, am wenigsten dazu angethan waren, mein Herz zu gewinnen. Sie boten mir, was ich weder suchte, noch begehrte. Alles, was an Unweiblichkeit grenzt, ist mir in der Seele zuwider — nenn' es Vorurtheil, nenn' es Härte, aber ich könnte auf den Besitz eines Herzens, das sich mir unverlangt bietet, niemals -erth legen — im Gegentheil!" — Schaumberg fühlte, wie seine Braut bei diesen Worten heftig erzitterte. Er sah sie besorgt an. „Bist Du noch nicht beruhigt?" fragte er sanft. „Was stets der Inbegriff meiner Wünsche gewesen, das, Elisabeth, ist mir nur von Dir geschenkt worden, ein frisches, unberührtes Herz! Ein Herz, in dem noch kein fremdes Bild gewohnt hat, das keinen fremden Gedanken beherbergt, ein echtes Mädchenherz, das sich suchen und finden läßt, sich aber nimmermehr ausbieten würde wie ein herrenloses Gut! Erhalte mir's Gott, mein Liebling, und helfe mir, daß ich der schönen Gabe werth bleibe!"

Fest schloß er die Geliebte an seine Brust. Elisabeth, heftig erschüttert, umschlang ihn mit beiden Armen. Er fühlte ihre Thränen auf seiner Wange, ihren heißen Kuß auf seinen Lippen, er hörte die halb erstickten

Worte: „Ich bin Deiner Liebe nicht werth!“ — dann löste sie sich aus seinen Armen und flog wie ein Reh dem Hause zu.

IV.

Läßt sich wohl in diesem wechselvollen Leben etwas Glücklicheres finden, als ein junges Paar, im ersten gegenseitigen Besitz, der heitersten Gegenwart voll, mit frohem Vertrauen auf die Zukunft und jenem schönen Glauben an sich selbst und die Menschheit, wie er dem Glück und der Jugend eigen ist?

Otto Schaumberg empfand die ganze Fülle des neuen Daseins, das ihn umfangen hielt. Zum ersten Mal in seinem Leben lernte er den Genuß einer schönen Häuslichkeit kennen, schon darum das edelste aller irdischen Güter, weil es das einzige ist, das ohne Unterbrechung genossen werden kann. Der Reiz des gemeinsamen Lebens mit einer geliebten Gefährtin mußte um so lebhafter auf ihn wirken, als Elisabeth für das häusliche Leben wie geschaffen war. Ihr echt weibliches Bedürfniß, Allen, mit denen sie in Berührung kam, wohl zu thun, kam ihm in hundert unbedeutenden, aber freudig empfundenen Kleinigkeiten zu Gute; sie verstand es, gleichsam mit Feenhänden zu walten, geräuschlos jedem Wunsche zuvorzukommen und neben dem Behagen auch das Schöne zu pflegen.

So einfach das materielle Leben des Paares auch eingerichtet war, empfing doch stets ein Eindruck von Festlichkeit und Fülle den jungen Arzt, wenn er von seinen Berufsgängen in seine Wohnung heimkehrte. Alles war dort so zierlich geordnet, immer gab es frische Blumen in den Zimmern, auf dem bescheiden servirten Tische erschien keine Frucht ohne malerische Blätterhülle, — überall ward dem Alltäglichen ein Reiz abgewonnen. Wenn sich die schöne Gestalt seiner jungen Hausfrau um ihn her bewegte, einfach, aber stets geschmackvoll und in helle Farben gekleidet, ward ihm so sonntäglich zu Muth, daß es oft über ihn kam wie ein Schauer von Freude und er sich gestand, bis heute nicht gelebt zu haben!

Gar manches Mal erzählte er dann Elisabeth von seiner freudlosen Kindheit, die ihm keine Erinnerungen an häusliches Glück zurückgelassen. Die blasse, stille Gestalt seiner Mutter schwebte nur noch unbestimmt vor seinem Geiste, nach ihrem frühen Tode hatte seine älteste Schwester die Erbschaft ihres Wirkens und ihrer Sorgen angetreten. Vor Allem ihrer Sorgen! Denn dem stärkeren Einfluß der Mutter war es noch zuweilen gelungen, den Vater an das Haus zu fesseln, was die Tochter nicht mehr erreichte. Sein Vater war damals in —berg als Steuerrath angestellt, ein von der

Stadt besoldetes Amt, dessen bescheidene Einkünfte in keinem Verhältniß zu seiner Neigung standen, das Leben zu genießen; beständig derangirte Geldverhältnisse waren die Folgen steter Ausschreitungen, und das Losungswort des inneren Familienlebens hieß: Entbehrung.

Nach solchen Rückblicken verdoppelte sich die Innigkeit Elisabeth's. Sie gab sich ihm voll und ganz, alle ihre Gedanken, jede ihrer Beschäftigungen hatten nur Bezug auf ihn; sie schien nie daran zu denken, glücklich sein zu wollen, nur glücklich zu machen, und empfing die lebhaften Aeußerungen seines Dankes, seiner Zärtlichkeit mit einer Demuth, die gleichsam einen Schleier über die sprühende Lebhaftigkeit ihres Naturells warf. Diese Mischung von Feuer und Zurückhaltung, die Otto vom Anfang ihrer Bekanntschaft an aufgefallen war, gab dem Zusammenleben mit ihr, auch nachdem sie die Seine geworden, einen eigenthümlichen, mitunter sogar aufregenden Reiz. Es gab Augenblicke, wo er sich von ihrem plötzlichen Zurückziehen, ihrer schüchternen Unterwürfigkeit nicht angenehm berührt fand; doch waren solche Eindrücke immer nur blitzartig und ließen keine Spuren in seinem Herzen zurück.

Elisabeth hatte keines jener Salontalente geübt, die bei jungen Mädchen so häufig angeregt und so selten ausgebildet werden. Sie sang und spielte nicht,

sie machte weder heimlich noch öffentlich Gedichte und verstand nichts zu zeichnen als ihre Stickmuster, — dennoch besaß sie ein Talent, das, selten gepflegt und wenig gekannt, zu denen gehört, die am tiefsten die Seele berühren. Sie las vorzüglich vor. In ihr beim Sprechen schon melodisches Organ kam, sobald sie las, ein eigenthümliches Klingen, das dem Ohr schmeichelte wie Musik und bis in das Herz des Hörers vibrirte.

Diese Gabe war für Otto eine Fundgrube glücklicher Stunden. Wenn er des Abends, körperlich ermüdet, in der Sophaecke lehnte, die alte Freundin seiner Junggesellenzeit, die Cigarre im Munde, und Elisabeth dann das Buch zur Hand nahm, ward ihm wohl bis ins Herz hinein. Den Blick unverwandt auf ihr schönes Gesicht geheftet, lauschte er mit Entzücken ihrem seelenvollen Vortrage; wenn dann bei einer Stelle, die sie tiefer berührte, die dunklen Mandelaugen sich so plötzlich zu ihm erhoben und in raschem feurigem Blick die seinigen trafen, wallte es heiß in ihm auf nnd oft kostete es ihm Ueberwindung, sie nicht zu unterbrechen, um ihr eines von all den Liebesworten zu sagen, die ihm die Seele erfüllten. Doch klangen diese Eindrücke später in den Tönen seines Flügels nach, die in vollen Accorden die Hymne seines Glücks anstimmten.

Dritte Abtheilung.

Das Brillantkreuz.

Es ging in den Herbst hinein. Schon kamen kühle Tage und lange Abende, die Zahl der Curgäste lichtete sich. Dennoch war Schaumberg gerade jetzt besonders in Anspruch genommen; eine epidemische Kinderkrankheit grassirte ziemlich bösartig in der Gegend und hielt ihn in steter Bewegung. Elisabeth war deshalb überrascht, ihn eines Morgens zu ungewöhnlicher Stunde nach Hause kommen zu sehen; beim ersten Blick bemerkte sie, daß er unwohl oder ernstlich verstimmt sein müsse. Mit einiger Heftigkeit wies er ihre besorgten Fragen zurück, ging in sein Arbeitszimmer und schloß hinter sich ab.

Es war das erste Mal, daß er Elisabeth unfreundlich, ja abstoßend begegnete. Dies erste Mal! — Welch'

ein Sturz aus dem Himmel auf den Steinboden des Lebens ist es für das junge, liebende Weib, wenn das Auge, das bisher stets mit Entzücken auf ihr ruhte, sie zum ersten Mal finster anblickt, wenn der Mund, der immer nur Liebesworte sprach, heute nichts findet, als ein rauhes Wort! — Das unschuldigste Herz wird sich dann fragen: bist Du schuld daran? und weder Rast noch Ruhe finden, bis dieser bange Zweifel gelöst ist. Wie aber ist dem Herzen zu Muthe, das sich dem Geliebten gegenüber nicht rein und frei fühlt, das etwas zu verbergen hat und in der Wolke auf seiner Stirn den Blitzstrahl ahnt, der alles Glück und Heil verzehren kann?

Elisabeth hatte etwas zu verbergen! Es gab in ihrer Vergangenheit einen wunden Punkt, den sie um keinen Preis dem Auge des Geliebten offenbart wissen wollte, der ihr die Liebe kosten konnte, die ihr Alles war! — Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, während sie athemlos auf den ruhelosen Schritt horchte, der im Nebenzimmer auf und nieder ging. Leise schlich sie wieder und wieder bis zur Thür, der geliebte Name bebte auf ihren Lippen, und doch wagte sie nicht zu rufen, wagte nicht, Einlaß zu erbitten — wozu auch den Augenblick beschleunigen, dem sie mit Herzensangst entgegen sah?

Nach einer bangen halben Stunde kam ein Bote, der Schaumberg zu einem schwer Erkrankten nach Amt Stein rief — nun durfte die junge Frau anpochen, nun mußte er durch ihr Zimmer kommen, und sie konnte vielleicht auf seinen Zügen lesen, ob er wirklich erfahren hatte, was sie fürchtete! Nach einigen Augenblicken erschien Otto; er sah furchtbar verstört aus und durchschritt das Zimmer hastig, ohne sich nach Elisabeth umzublicken. Als er sich beim Hinausgehen unter der Thür wandte, sah er ihren angstvollen Blick auf sich geheftet uud nickte ihr zu. Sie flog zu ihm, faßte seine Hand und fragte in flehendem Ton: „Was ist Dir?"

„Es ist nichts", sagte Otto kurz, indem er sich sanft von ihr losmachte — „eine geschäftliche Unannehmlichkeit. Warte nicht mit dem Essen auf mich, ich werde erst gegen Abend zurückkommen."

Flüchtig strich er mit der Hand über ihr Haar, eine Liebkosung, die ihm eigen war. Elisabeth ergriff seine herabgleitende Hand und küßte sie. Ihr Herz schlug etwas ruhiger, sein Blick war ernst gewesen, aber kein Zürnen lag darin. Wie schwer lasteten dennoch die Stunden dieses Tages auf der Einsamen!

Es war schon tiefe Dämmerung, als Schaumberg nach Hause kam. Elisabeth, die am Fenster nach ihm

ausgeschaut, hatte ihn erst nicht erkannt, so schwer und ermüdet war sein sonst so elastischer Gang, so tief gebeugt sein Haupt. Von Neuem zog eine Ahnung von Unglück in ihr Herz. Still ging sie ihm entgegen, nahm den Hut aus seiner Hand und schaute auf in sein blasses Gesicht, seine tief eingesunkenen Augen. Es beruhigte sie, daß er das Wohnzimmer nicht verließ, geräuschlos steckte sie die Lampe an, ließ die Vorhänge nieder und ordnete Alles zu seiner Bequemlichkeit. Er wechselte nur wenige Worte mit ihr, nahm aber seinen gewöhnlichen Platz im Sopha ein. Elisabeth griff zu ihrer Handarbeit; beklommen richtete sie von Zeit zu Zeit eine unbedeutende Frage oder Bemerkung an ihn, die ihn veranlaßte, aufzublicken, auch wohl zu antworten, ihn aber seinem stummen Brüten nicht entriß. Endlich sagte er mit einer Geberde, als müßte er etwas von sich abschütteln: „Willst Du nicht lesen, Elisabeth?“

Sie nahm schweigend das Buch zur Hand und begann; zwischen jedem der Sätze hob sich aber ihr Auge angstvoll zu Otto. Er schien sie nicht zu hören und starrte unverwandt vor sich hin. Ihre Stimme wurde immer bebender, immer unsicherer, bis sie endlich die erstickende Beklemmung nicht länger trug, das Buch von sich warf und, neben ihm auf die Kniee

niedergleitend, mit Thränen im Auge rief: „Otto, Dir ist Schweres geschehen!“

„Ja“, sagte er, „mir ist viel geschehen! Sich in einer Menschenseele getäuscht sehen, die man geliebt, ist hart —“

„Höre mich, Otto, ehe Du urtheilst!“ rief die junge Frau leidenschaftlich, „höre erst, was mich zu der That geführt, die ich schon tausendmal bereute!“

„Dich?“ sagte Schaumberg mit namenlosem Erstaunen. „Wer dachte an Dich? Von welcher That sprichst Du, was hast Du zu bereuen? — Ist der Kelch noch nicht gefüllt?“ rief er aufspringend in heftigem Ton, „wartet noch mehr auf mich?“

Elisabeth stand regungslos, ihr Busen wogte. „Ja, Otto“, sagte sie tonlos, „ich habe etwas zu bereuen! Nichts was Du mir zum Vorwurf machen könntest, und doch etwas, das mich in Deinen Augen tiefer stellen würde. Verlangst Du's so sage ich es Dir jetzt, in diesem Augenblick — hast Du aber Vertrauen genug, Liebe genug, um mich zu schonen, so laß mir mein Geheimniß, bis ich selbst den Muth finde, es Dir zu bekennen!“

Otto sah sie schweigend an. „Ich habe manchmal gefühlt“, sagte er nach einigen Augenblicken ernst, „daß Du mir etwas verhehlst, ich habe es nur nicht glauben

mögen — erst neunzehn Jahre und doch schon eine Vergangenheit! — Aber sei ruhig, ich verlange, ich wünsche kein Vertrauen, das nur ein Zufall Dir abgerungen hätte — schweige, oder sprich, wie es Dir selbst Bedürfniß ist."

„Ich würde Dir Alles sagen", rief sie schmerzlich, „wenn Deine Seele frei und ruhig wäre wie sonst! Heute, wo Dich Anderes, Schweres drückt, kann ich es nicht! Wenn Du mir nicht zürnst, wenn Du mich liebst, so laß mich jetzt an nichts denken als daran, Deine Sorgen zu theilen! Ich bin Deine Elisabeth, ich habe ein Recht darauf, meinen Antheil an Deinem Kummer zu fordern! Die Angst um Dich erstickt mich — Otto, was ist Dir geschehen?"

„Es ist allerdings genug", erwiderte er, indem er erschöpft auf seinen Sitz zurücksank, „um vorerst nicht nach Weiterem zu begehren — und ich will es Dir sagen. Was Du zu wissen verlangst, ist ernst — mein guter Name hängt daran, der Name, den Du seit drei Monaten trägst."

Elisabeth legte ihre beiden gefalteten Hände auf seine Schulter und sah bang in sein blasses Gesicht; es trug einen Ausdruck, der sie zittern machte.

„Ich habe Dir manchmal von meiner Kindheit, von meinem Vater erzählt", begann Otto, „ich habe

Dir nicht verschwiegen, daß er den Seinen nicht das war, was er sollte, daß ein unseliger Hang zur Genußsucht ihn seiner bescheidenen Häuslichkeit entfremdete. Dennoch habe ich ihn sehr geliebt, und die Erinnerung an seine Schwächen war weniger stark in mir als die an seine Liebenswürdigkeit. Sein Andenken war mir theuer! Damit ist es aus, seit heute — mein Vater — mein Vater war ein Ehrloser!"

Otto schlug beide Hände vor das Gesicht, sein Körper bebte vor Aufregung. Bald aber nahm er sich zusammen und fuhr mit gewaltsamer Ruhe fort: „Ich erhielt diesen Morgen einen Brief des Oberbürgermeisters in —berg. Er schreibt mir, daß sich bei einer Revision der Bücher des dortigen Steueramtes ein Cassendefect herausgestellt und die nähere Untersuchung ergeben hat, daß derselbe sich auf die Zeit zurückführen läßt, wo mein Vater das Cassenamt verwaltete. Schon der Beamte, der nach meines Vaters Tode in dessen Stelle eintrat, hatte die falsche Buchführung entdeckt, sie aber aus Schonung gegen unsere ihm befreundete Familie verschwiegen, da ja der Schuldige bereits jeder Verantwortung entrückt war. Der zweite Nachfolger jedoch, der erst ganz kürzlich das Cassenamt übernahm, hatte keinen Anlaß, gleiche Schonung zu üben; er brachte die Sache zur Anzeige beim Oberbürgermeister und hat

nachgewiesen, daß es sich um jahrelange, mit großem Geschick durchgeführte Unterschlagungen handelt, und daß über die Person des Schuldigen kein Zweifel bleiben kann."

Erschüttert drückte Elisabeth des Gatten Hand an ihr heftig klopfendes Herz. „Mein armer Otto!" sagte sie kummervoll, „mein armer, geliebter Mann!"

„Nie hätte ich's für möglich gehalten — verzeih's ihm Gott, daß er sich, daß er seinen Kindern das thun konnte — — aber fort mit diesem marternden Gedanken, jetzt gilt es vor Allem, die Ehre zu retten, die auf dem Spiele steht!"

„Was denkst Du zu thun?" rief Elisabeth besorgt.

„Der Oberbürgermeister schreibt mir, daß er mit den beiden Beamten, die allein Mitwisser der unseligen Angelegenheit sind, dahin übereingekommen sei, dieselbe der Oeffentlichkeit zu entziehen, im Falle ich Willens und im Stande wäre, den Defect baldmöglichst zu decken, daß aber im entgegengesetzten Falle seine Pflicht erheische, die Sache zur Anzeige zu bringen und einen Proceß gegen die Erben des Schuldigen anhängig zu machen. Ich habe bereits von Stein aus zwei Briefe in dieser Angelegenheit abgesandt. Natürlich antwortete ich dem Oberbürgermeister, daß ich für die Summe einstehe und ihm dieselbe in kürzester Frist ganz oder

in Raten zur Disposition stellen würde. Du wirst begreifen, Elisabeth, daß ich keine ruhige Stunde haben kann, bis der letzte Heller dieser Sündenschuld abgezahlt ist! Allerdings wird es schwer halten, mir das Geld zu verschaffen, es handelt sich um keine Kleinigkeit — die Totalsumme beläuft sich auf fünfzehnhundert Gulden. Nur mit großen Opfern wird sie zu erhalten sein — ich habe keine Garantien zu bieten, als meinen künftigen Erwerb, und es fragt sich noch, ob sich ein Darleiher findet, welcher sich mit meinem Ehrenwort und der Chance, daß ich am Leben bleibe, begnügen wird. Im glücklichsten Falle stehen uns Jahre der äußersten Einschränkung bevor."

„Wenn Du es willst, kannst Du das Geld augenblicklich erhalten", sagte Elisabeth schüchtern. „Du weißt, meine Tante würde mir eine Bitte dieser Art nicht abschlagen."

„Nein, mein Kind!" erwiderte Schaumberg energisch, „dazu kann ich meine Zustimmung nicht geben. Erinnere Dich, wie empfindlich Deine Tante war, als wir den jährlichen Zuschuß ablehnten, den sie Dir zugedacht hatte, wie unwillig namentlich gegen mich, denn sie weiß wohl, daß Du hierin nur meinem Wunsche nachgegeben hast. Nun, kaum drei Monate nachher, eine so bedeutende Summe zu fordern und den Grund

dafür nicht angeben zu können, wäre zu auffallend — Du fühlst, daß das nicht angeht! Laß nur — ich hoffe, Rath zu schaffen. Ich habe einen Baireuther Collegen brieflich ersucht, morgen oder übermorgen hierher zu kommen und mich für ein paar Tage zu vertreten! sobald er eingetroffen ist, gehe ich nach Bamberg, um dort die nöthigen Schritte zu thun."

„Darf ich Dich begleiten?" fragte Elisabeth flehend.

„Wozu Kind? Was solltest Du dort, wo ich, durch die unerquicklichsten Geschäftsgänge in Anspruch genommen, Dich doch allein lassen müßte?"

„Das fragst Du?" rief die junge Frau, „fühlst Du denn nicht, daß mich hier die Angst verzehren würde? Ich will mit Dir gehen, weil ich Dich liebe, weil ich Dich nicht lassen kann, während Du solche Lasten auf der Seele trägst — ich bitte, ich flehe Dich an, nimm mich mit Dir!"

„In Gottes Namen", sagte Otto traurig. „Ich will es Dir nicht abschlagen, wenn es Dich beruhigt. Muß ich doch, statt des Glückes, das ich Dir bereiten wollte, so bald schon Kummer und Leid in Dein junges Leben bringen! Richte Dich ein, vielleicht morgen schon zu gehen, und vor Allem, mein armes Kind, richte Dich auf trübe, freudlose Tage ein, für lange Zeit!"

Elisabeth saß einsam in einem Zimmer des Hotels zum Bamberger Hofe; seit einer Stunde hatte sie den Platz am Fenster nicht mehr verlassen; sie erwartete Otto's Rückkehr von einem entscheidenden Gange.

Es war Sonntag; auf dem Marktplatze drunten wimmelte ein buntes Leben; vor der Martinskirche, deren letzter Gottesdienst, die sogenannte elegante Messe, eben beendigt war, standen geschmückte Damen jedes Alters in dichten Gruppen, um Neuigkeiten auszutauschen und Pläne zu Nachmittagspartieen zu besprechen. Die Musik der Chevauxlegers marschirte mit klingendem Spiel vorüber, um unter den Bäumen des Paradeplatzes die herkömmlichen sechs Stücke vorzutragen. Das Wetter war schön, die Gesichter, die einander auf den Straßen begegneten, trugen meistens einen vergnügten, sonntäglichen Ausdruck, und die halbe Stadt schien unterwegs zu sein.

Elisabeth sah nichts von all dem Treiben, das sich vor ihr bewegte, ihr Herz war schwer und traurig. Umsonst hatte Otto gestern wiederholte Versuche gemacht, um die erforderliche Summe aufzunehmen, überall hatte man achselzuckend nach einer Sicherheit gefragt, die er nicht bieten konnte. Eben jetzt that er den letzten Gang in dieser Angelegenheit; Marbach, dem er sich vertraut hatte, ohne ihm jedoch den An-

laß zum Bedürfniß des gesuchten Geldes mitzutheilen, hatte noch eine Quelle ermittelt, die Aussicht gab, die Summe wenigstens theilweise zu erhalten. Mit der Mittagspost wollten dann die Gatten nach Berneck zurückkehren.

Elisabeth seufzte bei dem Gedanken an die Heimkehr in das liebe Haus, wo sie bis vor Kurzem so glückselige Tage verlebt. Wie hatte so plötzlich eine dunkle Wolke alle die sonnigen Freuden überschattet, ach, und wie machtlos fühlte sie sich dem Schlage gegenüber, der ihren geliebten Otto betroffen! — Sie sann über seine Weigerung nach, die reichen Mittel ihrer Verwandten in Anspruch zu nehmen. Mit ihrem einfachen warmen Herzen, das keinen Werth auf äußere Güter legte, das selbst so gerne gab, hatte sie kein Verständniß dafür, warum er in Sorgen und Ruhelosigkeit dahin leben wollte, statt einen Beistand in Anspruch zu nehmen, der willig, ja mit Freuden gegeben worden wäre. Aber kein Vorwurf mischte sich in ihre Verwunderung darüber. Sie liebte ihn! Er stand für sie hoch über allen andern Menschen; was er beschloß, was er ergriff, mußte das Richtige sein — und war denn der Stolz, der sein Liebstes so allein, ohne Zugabe haben wollte, nicht voll des süßesten Gefühls für sie? Und war denn das Zartgefühl, das

jede Verletzung fast krankhaft scheute, nicht eine der schönsten Blüthen seines sonst so männlichen Charakters?

Sein reizbares Zartgefühl — bei dem Gedanken daran zuckte wieder ein scharfer Schmerz durch ihre Seele! Die neue Sorge war ja nicht Alles, was sie drückte, war für ihr tiefstes Herz nur ein Schatten der Last, die auf ihm lag — der Last ihres eigenen Geheimnisses!

Wenn nun das häusliche Leben wieder begann, wenn die gegenwärtige Aufregung Otto's sich gemäßigt haben würde, wenn nicht mehr der eine Gedanke an seine bedrohte Ehre alles Uebrige verschlang — mußte nicht dann jener Augenblick zwischen ihnen zur Sprache kommen, wo sie sich vor ihm einer Schuld angeklagt? Und was sollte sie dann thun? Sie wußte, daß er von seinem Weibe unbedingte Hingebung erwartete, daß ihr Schweigen ihn tief kränken würde — und doch, konnte, sollte sie sprechen? Bei welchem Entschluß hatte sie mehr zu fürchten für ihre Liebe? —

Plötzlich zuckte ein Gedanke durch ihre Seele, ihr Auge leuchtete auf. Noch einen Augenblick stand sie sinnend, dann hatten die eben noch so erregten Züge einen festen, ruhigen Ausdruck gewonnen. Sie kleidete sich zum Ausgehen an, schloß das Zimmer ab und verließ das Hotel.

Als sie nach einer Stunde zurückkehrte, fand sie Otto ihrer harrend. „Entschuldige mich", sagte sie innig, „ich habe mich in Deiner Abwesenheit doch entschlossen, meine alte Schulfreundin auf einen Augenblick zu besuchen — sie würde mir's allzu übel genommen haben, wenn sie unsern Namen in der Fremdenliste gelesen hätte. Da wir heute reisen, brauchte ich nicht lange zu bleiben."

„Ich redete Dir ja schon gestern zu, es zu thun", erwiderte Otto zerstreut. Er sah elend und zerfallen aus. Elisabeth legte den Arm um seinen Hals. „Es ist Dir nicht geglückt?" fragte sie beklommen.

„Nur mit großer Mühe und durch Marbach's Bürgschaft ist es mir gelungen, fünfhundert Gulden aufzutreiben. Der ersten Nothwendigkeit ist damit allenfalls Genüge geschehen. Wo ich den Rest hernehme, muß die Zeit lehren. Habe Geduld mit mir, Elisabeth, wenn ich Dir jetzt vielleicht nicht sein kann, was ich möchte — zu viel, allzu viel ist in mir erschüttert — zu viel habe ich eingebüßt von meinem Glauben an die Menschheit, an die eigene Kraft sogar! Dich faß' ich, Dich halt' ich noch, wo mir Alles untergeht", rief er mit ausbrechender Leidenschaft, indem er sie an sich zog — „Elisabeth, wirst Du mir bleiben?"

II.

Als Schaumberg am Tage nach seiner Rückkehr in Berneck von seinen Nachmittagsgängen heimkehrte, erwartete ihn der Briefträger. „Schon dreimal bin ich hier gewesen, Herr Doctor", sagte der Mann, wichtig thuend, „ich habe einen Werthschein für Sie, er lautet auf tausend Gulden; den mußte ich Ihnen doch zu eigenen Händen übergeben." — Schaumberg's Gesicht färbte sich lebhaft — Marbach hatte also weitere und erfolgreiche Schritte für ihn gethan! — kein Zweifel, denn der Ort der Absendung war Bamberg. Rasch unterschrieb und untersiegelte er den Schein und ging, ohne nur Elisabeth begrüßt zu haben, selbst zur Post, um die werthvolle Sendung abzuholen.

Beim ersten Blick auf die Begleitadresse des Päckchen, das ihm eingehändigt wurde, fuhr er zusammen — sie war nicht von Marbach's Hand, sondern trug andere, ihm wohlbekannte, obgleich lange nicht erblickte Schriftzüge — die der anonymen Briefe von damals. In lebhafter Aufregung eilte er nach Hause, schloß sich ein und erbrach das Siegel. Er hatte sich nicht getäuscht, es war wirklich dieselbe Hand! Das Blatt enthielt folgende Zeilen:

„Ein Zufall hat mich erfahren lassen, welche Sor-

gen meinen Freund bedrücken. Das Kreuz, welches ihn mir einst zuführen sollte, könnte doch noch zu einer Quelle des Glücks für mich werden, wenn er es verwerthen und sich damit von dem befreien möchte, was ihn bedrängt. Ich habe ihm einst gesagt, daß mein Herz ihm gehört — er wird die Gabe nicht zurückweisen, die ich stolz genug bin, als eine weit geringere zu betrachten."

Mit bebender Hand öffnete Schaumberg das Paket. Es enthielt ein Etui, dessen Feder dem leisesten Druck nachgab; ein Malteserkreuz von alterthümlicher Filigranarbeit, mit großen, augenscheinlich höchst werthvollen Brillanten besetzt, strahlte ihm daraus entgegen; den Mittelpunkt desselben bildete der Buchstabe E.

Nach dem ersten Moment höchster Betroffenheit wallte es stürmisch in Otto auf — Rührung, Demüthigung, ja heftiger Unmuth gingen nach einander durch seine Seele — der letztere Eindruck jedoch blieb vorherrschend. Marbach war also indiscret gewesen! Nur durch ihn hatte Helene seine Bedrängniß erfahren können, und sie, von der er sich mit dem Bewußtsein losgerissen, daß sie jede Stunde, die er ihr einst gewidmet, mit heißen Schmerzen bezahlen würde — sie drängte sich nun zum zweiten Mal in sein Leben. Er konnte, er wollte den Gedanken nicht ertragen, ihr in

dieser Weise verpflichtet zu sein, von ihr, der er nichts zu bieten hatte, ewig zu empfangen, erst ihr Herz, dann ihre Schätze! In höchster Aufregung setzte er sich an seinen Schreibtisch, füllte mit fliegender Feder die vier Seiten eines Briefblattes und legte die erhaltenen anonymen Briefe dazwischen; dann packte und siegelte er die Blätter zugleich mit dem Kreuze ein und schloß das Paket in sein Bureau, da erst morgen die nächste Post nach Bamberg abging.

Es dauerte lange, bis er hinreichende Fassung gewann, um sein Zimmer zu verlassen; sein ganzes Wesen war in stürmischer Wallung. Endlich trat er doch bei Elisabeth ein. Zum ersten Male war ihre Nähe ihm drückend; laut sprach es in ihm, daß er jener Forderung gegenseitigen Vertrauens, die er als eine der höchsten Pflichten der Ehe betrachtete, nun selbst nicht Wort hielt, und doch konnte er sich nicht entschließen, ihr mitzutheilen, was ihm begegnet war.

In eigenthümlich gezwungener Weise schlichen heute die sonst so schönen Abendstunden an Beiden vorüber. Die gewaltsam niedergekämpfte Erregung Otto's konnte Elisabeth nicht entgehen, dennoch richtete sie keine Frage an ihn, nur ward sie immer blasser und stiller, je mehr der Abend vorrückte.

Am folgenden Morgen ging Schaumberg zur Post,

um das inhaltsschwere Päckchen dort aufzugeben. Er war durch eine Berufspflicht aufgehalten worden; bereits stand der Postwagen angespannt auf der Straße. Ein rascher Gedanke durchfuhr ihn. Nach kurzem Zögern steckte er das Päckchen wieder in die Brusttasche, trat in's Bureau, löste ein Fahrbillet und riß ein Blatt aus seiner Brieftasche, worauf er mit Bleistift die Mittheilung an seine Frau notirte, daß er erst Abends zurückkehren würde. Er übergab das Blättchen einem vorübergehenden Knaben zur sofortigen Bestellung und nahm dann seinen Platz in der Postkutsche ein. Zwischen ihrer Ankunft in Bamberg und dem Abgange der dortigen Post nach Berneck lagen drei Stunden. Sie genügten für seinen Zweck — er wollte Helene selbst sprechen.

III.

Helene Dalen saß vor ihrem Schreibtisch und betrachtete sinnend einen Brief, dessen Adresse sie eben geschrieben hatte; es war die des Majors von Feldheim, und der Brief enthielt die Zusage ihrer Hand.

Die junge Frau ergriff das Petschaft, um ihren Brief zu siegeln; das Geschäft kam aber nicht zu Stande — sie warf ihn plötzlich von sich, drückte ihre Hand vor die Augen und brach in heiße Thränen aus. Es

war ihr, als sei es unmöglich, das zu besiegeln, was sie geschrieben — vor die Gestalt des treuen, bewährten Freundes drängte sich in diesem Augenblick, wie schon so oft, ein anderes, ein unvergeßliches Bild!

Als vor einigen Tagen die warme, liebevolle Werbung Feldheim's an sie gelangt war, hatte sein Brief auch in ihr Wärme und Liebe hervorgerufen. Sie hatte den Freund, dessen Umgang ihr seit Jahren ein Lebensbedürfniß gewesen, seit der Trennung von ihm täglich, ja stündlich vermißt, sein trefflicher Charakter, seine Anhänglichkeit an sie waren ihr, je länger sie ihn entbehrte, desto mehr zum Bewußtsein gekommen, und sie hatte sich mit dem Gedanken, seine Lebensgefährtin zu werden, völlig vertraut gemacht.

Seit zwei Tagen waren aber alle Träume von Ruhe und Zufriedenheit wie Staub vor ihr zerfallen. Sie hatte Otto Schaumberg während seines Aufenthaltes in Bamberg wiedergesehen, ohne von ihm bemerkt zu werden, und der Aufruhr, in den diese Begegnung ihr ganzes Wesen versetzte, fiel wie ein Blitzstrahl in ihre Seele. Nichts war verschmerzt, nichts vergessen, noch heute flog jede Fiber in ihr dieser einen Gestalt zu!

Heute war es ein Jahr, daß er von ihr geschieden, — er hatte sich für immer von ihr getrennt, er

war mit einer Andern verbunden, kein Wunsch, keine noch so leise Hoffnung konnte sich mehr an sein Bild knüpfen, und doch stand es, seit sie ihn wiedergesehen, Tag und Nacht vor ihr; die Erinnerung jeder Stunde, die sie mit ihm verlebt, umgab sie wie die Luft, die sie athmete! Konnte sie, durfte sie mit diesem Bewußtsein dem Freunde ihr Leben zugeloben, dem Manne, den sie hoch hielt, wie keinen Andern, der jede Liebe verdiente? Warum liebte sie nicht ihn? Warum — das fragst Du Dich, arme Helene!

Helenens Thränen flossen nicht lange. Es war nicht die erlösende Fluth, die das Herz befreit, es war ein augenblicklicher Krampf des beinahe physischen Schmerzes gewesen, der sie durchwühlte. Sie schob den Brief zurück, löschte die Kerze, stand auf und öffnete ihren Flügel. Ohne Zusammenhang irrte ihre Hand auf den Tasten, die Geister verklungener Melodieen, der Klang einer verhallten Stimme füllten ihr Ohr, ihre Seele. Wieder tauchte die schon tausendmal durchforschte Frage in ihr auf — was sie damals um ihr Glück gebracht? Warum hatte er sie aufgegeben, während doch im Augenblicke des Scheidens vollster Seelenschmerz aus seinem Blicke sprach?

Es war nicht andes möglich, etwas ihr Unbekanntes, etwas, das von außen kam, mußte sich zwi=

schen sie und ihn gedrängt, sie um all' ihre Lebenshoffnungen betrogen haben! Vielleicht dachte er ihrer eben so lebhaft, wie sie an ihn dachte — vielleicht hatte auch er nur darum eine andere gewählt, weil jene geheimnißvolle Scheidewand ihn von ihr trennte. — Nur noch einmal ihn wiedersehen! Noch einmal vor ihm stehen, in sein Auge blicken, sich gegen ihn aussprechen — nur einen einzigen Herzenston von ihm hören — und dann in Gottes Namen für immer scheiden! rief es laut und lauter in ihrer stürmisch bewegten Seele.

Ein rasches Klopfen an ihrer Thür unterbrach die wogenden Gedanken. Helene fuhr heftig zusammen — der Klang dieses Pochens gehörte in ihre Träume! Ihr Herein klang zitternd und, als erblickte sie einen Geist, so regungslos, so blaß starrte sie dem Eintretenden entgegen.

Otto begrüßte sie ernst, Beide standen sich wortlos gegenüber.

„Sie ahnen wohl, was mich heute zu Ihnen führt, gnädige Frau", sagte Schaumberg endlich in gehaltenem Ton. „Ich dachte erst, Ihnen schriftlich zu antworten, doch hielt ich es für meine Pflicht, einen so großen Beweis Ihres Vertrauens persönlich in Ihre Hände zurückzulegen und Ihnen den wärmsten Dank

für Ihre Gabe auszusprechen, wenn ich gleich außer Stande bin, sie anzunehmen."

„Ich verstehe Sie nicht!" sagte Helene ihn fassungslos anblickend.

„Doch, gnädige Frau! Lassen Sie uns offen gegen einander sein — wir bedürfen dessen Beide! Nicht jeder Frau gegenüber würde ich eine mündliche Unterredung dem schriftlichen Aussprechen über so zarte Punkte vorgezogen haben, aber von Ihnen weiß ich, daß Sie groß und frei genug denken, um sich zu Dem, was eine große und freie Empfindung Ihnen zu thun gebot, auch zu bekennen. Empfangen Sie mit meinem tiefstem Dank hier das Pfand Ihrer Freundschaft für mich zurück — ich habe es für meine Pflicht gehalten, auch Ihre Briefe beizufügen."

„Meine Briefe?" stammelte Helene in größter Aufregung, „das muß — geben Sie!"

Mit bebender Hand ergriff Helene das Päckchen, welches Schaumberg ihr entgegenbot, riß es auf und durchflog mit glühendem Blicke die drei Briefe, welche er dem Etui beigelegt hatte. Eine flammende Röthe bedeckte ihr Gesicht. „Und diese Briefe", rief sie, kaum des Wortes mächtig, „diese Briefe glauben Sie von mir geschrieben?"

Es lag ein solcher Ausdruck empörten Gefühls in

ihren Worten, daß Schaumberg betroffen zusammenzuckte.

Helene bebte an allen Gliedern. „Der Glaube, daß ich diese Briefe geschrieben, war es also, der Sie damals zu mir geführt? — Nein, mein Herr! Ich gebe Ihnen Wort und Eid, daß diese Blätter und ihr Inhalt mir fremd sind und waren — und nun, verlassen Sie mich!“

„Vergebung, Helene, Verzeihung für eine Anmaßung, die, ich fühle es, Ihnen unerhört erscheinen muß, für die ich keine Erklärung, keine Entschuldigung habe, als — daß einst —“

„Sprechen Sie es nur aus!“ sagte die junge Frau und ihr Auge blitzte vor Leidenschaft — „sprechen Sie es aus, daß mein Benehmen gegen Sie mit diesen Briefen gleichen Schritt gehalten! Aber vergessen Sie dabei Ihre eigene Haltung nicht! Wenn, ehe ich Sie noch kannte, mein Auge zuweilen zu Ihnen hinüberirrte, so traf es stets das Ihrige, und als ich Sie kennen lernte, lag da nicht von der ersten Stunde an in Ihrem Blick, in Ihrem Ton eine Wärme — freilich sahen Sie schon damals in mir die Frau, die Ihnen rücksichtslos entgegengekommen war! Warum es leugnen“, rief sie plötzlich, und ihre sprechenden Züge strahlten ein inneres Feuer aus — „ich habe

Sie geliebt, mit der ganzen Kraft meines bis dahin stummen Herzens geliebt, das sich's nicht träumen ließ, nur der geringgeschätzte Spielball geschmeichelter Eitelkeit zu sein!"

„Nicht weiter, Helene!" fuhr Otto heftig auf. „Sie dürfen, sie sollen mich nicht tiefer demüthigen, als ich verdiene! Daß ich mich, allzu leichtgläubig, einem Irrthum hingab, der Ihr Selbstbewußtsein tief verletzen muß, empfinde ich ätzend genug, mein Gefühl für Sie lasse ich aber nicht in den Staub ziehen! Auch ich habe Sie geliebt, habe mit leidenschaftlicher Gluth an Ihrem Bilde gehangen, und Niemand weiß, was es mich gekostet hat, mich von Ihnen loszureißen, nachdem die Ueberzeugung sich in mir befestigte, daß ich der Mann nicht sei, Ihr dauerndes Glück zu begründen. Nie, der Himmel sei mein Zeuge — habe ich gering von Ihnen gedacht; was ich bei einer Andern mißbilligt hätte, das erhielt von Ihnen ausgegangen, eine Weihe, denn ich kenne Ihre große, makellose Seele, Ihre weite, von allem Kleinen befreite Auffassung des Lebens und seiner Güter! Nie habe ich Ihrer anders gedacht, als mit Ehrerbietung und Wärme — lassen Sie mich nicht jetzt von Ihnen gehen mit dem Bewußtsein, daß Sie mir zürnen, daß Sie sich von der Erinnerung an mich unwillig abwenden werden!"

Helene blieb stumm. Sie raffte das Etui und die Briefe auf und reichte sie Schaumberg hinüber, ohne ihn anzublicken.

„Muß ich Sie verlassen, ohne Ihre Vergebung mit mir zu nehmen?“ sagte Otto weich, indem er die Hand gegen sie ausstreckte.

Ein heftiger Kampf wogte in Helenens Brust, ihr Athem flog, endlich wandte sie sich Otto zu und sah ihn an — es war der alte Blick der Liebe, sie faßte seine Hand und ließ sie wieder nach leisem Druck, indem sie flehend sagte: „Gehen Sie jetzt — vergessen werden wir uns nicht!“

An der Thüre wandte sich Otto noch einmal nach ihr um; sie lächelte ihm traurig zu.

Am Abend desselben Tages umschloß das Postpacket jenen am Morgen geschriebenen, an den Major von Feldheim adressirten Brief. Helene hatte ihn einige Stunden nach Schaumberg's Besuch geschlossen; eine Thräne war auf das heiße Wachs gefallen.

Als sich der Wagen dem Posthause näherte, sah Schaumberg seinen Schwiegervater mit großen Schritten vor demselben auf und ab gehen. Dies Zusammentreffen erschien ihm in seiner gegenwärtigen Stimmung nichts weniger als angenehm; er wußte, daß er, von

dem wortreichen Manne begrüßt, so bald nicht loskommen werde, und er sehnte sich unbeschreiblich nach Hause, nach Elisabeth.

Als ihn jedoch der alte Herr beim Aussteigen in Empfang nahm, mußte schon das Unvermeidliche mit guter Miene aufgenommen werden; Andlau schob seinen Arm unter den des Schwiegersohnes und sagte in seiner gewöhnlichen polternden Art: „Ich habe hier auf Euch gewartet, ehe ich den Heimweg antrete; Ihr könnt mich ein Stück Wegs begleiten; wenn Ihr den ganzen Tag lang herumvagabondirt seid, so kommt es jetzt auch nicht darauf an, ob die Frau noch eine halbe Stunde länger wartet! Ich habe ein Hühnchen mit Euch zu pflücken, Herr Schwiegersohn, und zwar ein ganz gehöriges! Was rührt Ihr für Teufelsbrühen ein! Komme ich heute früh in Euer Haus und finde dort mein Mädel mit rothgeweinten Augen — sie geht nicht mit der Sprache heraus, ein Blinder kann aber sehen, daß sie was auf dem Herzen hat. Ich will sie zum Mittagessen mit hinausnehmen, sie thut's nicht, ich komme schon verdrießlich nach Hause und denke mich an einem guten Bissen zu erholen — prost Mahlzeit, da wartet erst die Bescheerung auf mich! Sitzt da ein ganz confiscirter Kerl, einer von Abraham's Söhnen, und macht mir Offerten für Euch, weil er Euch nicht

am Ort gefunden hätte. Bringt ein Kauderwelsch zum Vorschein, daß Ihr tausend Gulden bei ihm habt aufnehmen wollen, daß er aber selbst nichts gehabt hätte, inzwischen habe er herumgefragt und könnt' es jetzt schaffen, wenn ich Bürgschaft stellen wollte wegen der schlechten Zeiten. Ich hab' den Kerl vor die Thür geschmissen, ehe er noch mit seiner gotteslästerlichen Zinsforderung zu Ende war. Was sind mir das für verfluchte Geschichten, Musje! Wenn Ihr Geld braucht, was geht Ihr da zu dem Judenvolk und kommt nicht zu mir? Bscht — still geschwiegen, ich weiß, was Ihr sagen wollt, daß ich selber ein armer Teufel bin, für Euch hab' ich aber doch Geld im Hause, Geld wie Heu! Wie Ihr damals so aufsässig wart, als meine Frau Schwester dem Mädel was Jährliches hat aussetzen wollen, da ist sie auch aufsässig geworden, denn sie hat einen harten Kopf, das weiß ihr Mann am besten. So hat sie denn das ganze Capital, daß sie Euch verzinsen wollte, in guten Staatspapieren in meine Hand gelegt, mit der Commission, daß ich's Euch aufhebe und die Zinsen dazu schlage, bis einmal Noth an Mann käme, denn sie war so falsch auf Euch, daß sie Euch in Geldsachen kein gutes Wort mehr geben wollte. Kommt also in's Kuckucks Namen hinaus, heut' noch oder morgen, und holt Euch von dem Eu-

rigen, was Ihr braucht oder, was mir am liebsten wäre, die ganze Bescheerung. Wozu Ihr's braucht, das geht mich nichts an — kann mir's übrigens schon denken — alte Geschichten — Jugend hat nicht Tugend — Universitätsschulden &c. Und jetzt Basta, ich verbitte mir alles Dreinreden, macht Rechtsumkehrt und marschirt zu Eurer Frau. Das sage ich Euch aber, finde ich mein Mädel noch einmal mit rothen Augen, so kriegt Ihr's mit mir zu thun, und die Tante hetz' ich Euch auch noch auf den Hals!"

Ohne den jungen Mann Wort kommen zu lassen, machte der Revierförster sich von ihm los, drehte ihn mit seinen gewaltigen Fäusten um wie ein Kind und marschirte mit Riesenschritten der Chaussee zu.

Schaumberg sah ihm mit leuchtenden Augen nach. Eine Centnerlast war so unvermuthet, so plötzlich von seiner Seele genommen — ohne Rechenschaft ablegen zu müssen, konnte er sich für alle Zukunft von der Ehrenschuld befreien, die ihm so schwere Sorgen gemacht! Wenn auch noch genug auf seinem Gemüth lastete — die Ehre war gerettet!

Sein ganzes Herz drängte ihn jetzt zu Elisabeth — er empfand ein gebieterisches Bedürfniß, sich voll und ganz gegen sie auszusprechen und aus dem Chaos von Empfindungen, das ihn an diesem Tage bedrängt

hatte, das eine, höchste Gefühl seines Herzens klar hervorzuheben.

Als er sein Haus betrat, flog Elisabeth ihm entgegen und umfing ihn mit leidenschaftlicher Innigkeit. Er sah ihr in die Augen — ihr Vater hatte wahr gesprochen, noch jetzt trugen sie Spuren vergossener Thränen.

„Endlich bist Du da!“ rief sie erregt, „ich habe mich so nach Dir gesehnt! Warum sagtest Du mir nicht, daß Du nach Bamberg zurückwolltest? — Aber still davon, ich sehe, daß Dein Auge heut' heller blickt — die Sorgenfalte ist fort von der lieben Stirn — Du hast Deinen Zweck erreicht!“

„Ja, Elisabeth“, sagte er, „diese Sorge ist gehoben, so weit es meine Verpflichtungen betrifft, und Dein Vater ist es, der mich in ganz unerwarteter Weise davon erlöst hat. Was mich heute nach Bamberg führte, war aber nicht dieser Anlaß — es gab dafür einen andern Grund.“

„Also doch!“ sprach Elisabeth erblassend. „Ich fürchtete es wohl.“

Otto sah sie fragend an.

„Ich kenne den Grund, der Dich hingeführt“, sagte die junge Frau bebend, „ist Dir Aufklärung über die Absenderin des Kreuzes geworden?“

„Nein", erwiderte Otto mit wachsendem Erstaunen, „wie hast Du aber erfahren können, was nie über meine Lippen kam, was ich Dir eben jetzt zu vertrauen dachte?"

Elisabeth barg den Kopf an seine Brust. „Das Kreuz ist mein!" hauchte sie, kaum hörbar, „wird es mich Deine Liebe kosten, Otto?"

„Elisabeth!" rief er in unbeschreiblichem Ton.

„Höre mich an!" sagte sie, ohne die Stelle an seiner Brust zu verlassen, „ich will Dir Alles, Alles gestehen! In jeder Stunde dieses angstvollen Tages hab' ich's mir von Neuem gelobt, Dir nichts zu verhehlen!"

Ihr ganzer Körper zitterte in Otto's Armen; sanft leitete er sie zum Sopha, wo er sie neben sich niederzog, mit kosender Hand über ihre Flechten strich und ihre fieberisch glühende Stirn mit seinen Lippen berührte. „Sprich denn, mein Liebling!" sagte er bewegt.

„Lange, ehe Du von meinem Dasein wußtest, habe ich Dich geliebt! Du hast gehört, daß meine Tante, als in ich Bamberg bei ihr lebte, am Regnitzufer wohnte. Die Fenster meines Zimmers, nach dem Garten zu, gingen nach dem Spital — da sah ich Dich täglich in den Sälen wirken und walten — durch die

hohen Scheiben konnte ich Alles unterscheiden, was in der Nähe der Fenster vorging. Ich sah die Freundlichkeit, mit der Du den armen Kranken begegnetest, ich sah, wie ihre Gesichter aufleuchteten, sobald Du in ihre Nähe kamst, und ich gewann Dich lieb aus dem Grunde meines Herzens! Ein ganzes Jahr lang genügte es mir, Dich so zu betrachten, an Dich zu denken — da kam des Onkels Versetzung nach München. Ich sollte fort — der Gedanke, Dich nicht mehr sehen zu dürfen, nie wieder von Dir zu hören, ließ mich erst ganz empfinden, wie fest mein Herz an Dir hing! Ich verweinte damals alle Nächte, der sehnlichste Wunsch, Dich ein einzig Mal zu sprechen, ehe ich ging, ließ mir keine Ruhe mehr! In diesen Tagen führte ein unglücklicher Zufall einen Roman in meine Hände, in dem ein ähnlicher Brief, wie der erste, den ich Dir geschrieben, zu einer glücklichen Verbindung zweier Herzen geführt hatte. Im ersten Augenblick war ich betroffen — dann schien es mir wie ein Fingerzeig von Oben! Die Tante wollte noch in Bamberg bleiben, bis die Festlichkeiten zu Ehren der Königin vorüber seien, ich sollte meinen ersten Ball bei diesem Anlaß mitmachen, gleich nachher war die Abreise bestimmt. Ich versuchte meine Schrift zu verstellen — es gelang mir, und ich schrieb jenen unseligen Brief!

Zwei Tage lang kämpfte ich noch mit mir, mein innerstes Herz warnte mich — endlich warf ich ihn doch in den Briefkasten! Was hätte ich schon eine Stunde nachher darum gegeben, wenn ich ihn hätte zurücknehmen können! Als der Ball abgestellt wurde, fühlte ich mich wie erlöst — ein paar Tage darnach reisten wir ab, da gönnte ich mir das kurze Lebewohl an Dich, weil ich fest überzeugt war, Dir nie mehr zu begegnen. Denke Dir nun meine Empfindung, als mein Vater im Herbste schrieb, Du seist hierher versetzt. Unwiderstehlich zog es mich in Deine Nähe, und ich bat meinen Vater, daß ich nach Hause kommen dürfte. Ich lernte Dich kennen, Otto! Du gewannst mich lieb, mein Gefühl für Dich ward mit jedem Tage tiefer, nun aber kam auch die Strafe für mein keckes, unweibliches Beginnen! Je mehr ich Deinen Charakter erkannte, desto klarer empfand ich, daß Du mich verurtheilen würdest, wenn Du wüßtest —"

Elisabeth brach ab; die plötzliche Erregung erstickte ihre Worte.

Otto zog sie näher an sich. „Geliebtes, thörichtes Kind!" sagte er innig, „welche Schreckgespenster hast Du Dir heraufbeschworen! Wie konntest Du noch fürchten, daß Dein Bild sich mir entstellen würde, nachdem ich Dein Herz, Dein ganzes, in schönster

Weiblichkeit aufgehendes Herz erkannt und besessen habe!"

„Denke an den Abend vor unserem Hochzeitstage!" rief Elisabeth erregt.

„Ich denke daran", — sagte Otto, und ein ernster Zug glitt über sein Gesicht, „und ich kann es nicht fassen, daß jener Augenblick in Deinem Zimmer, wo mein ganzes Herz Dir offen lag, kein Vertrauen in Dir weckte!"

„Ach Otto, Du hast mir damals das tiefste Herz erschüttert, und nur die Furcht, es nicht ungestört vor Dir ausschütten zu können, hielt das Bekenntniß noch auf meinen Lippen zurück! Wir hatten nur Minuten des Alleinseins vor uns, am nächsten Tage war ich Dein, da wollte ich Dir Alles sagen — das gelobte ich mir heilig, als Du mich so innig batest, immer offen gegen Dich zu bleiben! Aber denke an die Worte, Otto, die Du eine Stunde später zu mir sprachst, nachdem Dein Freund der anonymen Briefe erwähnt hatte! Es waren harte Worte! Du sagtest mir, nie würdest Du auf den Besitz einer Liebe Werth legen, die sich Dir unverlangt geboten — im Gegentheil! Du sagtest mir, daß Du mich gerade deshalb liebtest, weil mein Herz sich nimmermehr ausbieten würde, wie ein herrenloses Gut! Diese Worte fielen wie Donnerschläge in

mein Gemüth und blieben von dieser Stunde an der Gifttropfen in meinem Glück. Nie solltest Du die Wahrheit erfahren, wenn es von mir abhing, das ward mein fester Entschluß! Ruhe fand ich darum doch nicht — ich kam mir vor wie eine Verbrecherin, so oft Du Worte der Liebe, des Vertrauens an mich richtetest, ich genoß mein Glück mit Angst und Zittern, wie ein gestohlenes Gut, auf das ich kein Recht besaß!"

„Daß Du gegen mich gesündigt hast, leugne ich Dir nicht", sagte Otto ernst, als sie schwieg. „Hätte ein Zufall mich entdecken lassen, was ich bis heute nicht ahnte, so würde ich Dein Schweigen, Dein Verhehlen vielleicht schwer vergeben haben! Gott sei Dank, daß endlich das Vertrauen siegte, daß Du den Muth gefunden hast, mir wahr zu sein — meine Elisabeth, mein Weib!"

„Weiß Gott, ob ich zum Entschluß gekommen wäre, ohne den heutigen Tag!" rief die junge Frau, „ohne die Folgen des neuen unwahren Schrittes, den ich kürzlich wieder gewagt!"

„Du sprichst von der Zusendung des Kreuzes an mich?" fragte Otto gespannt.

Elisabeth nickte. „Seit ich mich neulich halb gegen Dich verrieth, fühlte ich es klar, daß ich Dir Offenheit schuldig sei, und der alte Kampf in mir ward wieder

lebendig — in diesem Zwiespalt meiner Seele that ich den letzten falschen Schritt — ich schrieb Dir abermals, diesmal aber nicht, um Dich zu täuschen, sondern in der Hoffnung, mir das Geständniß zu erleichtern. In Bamberg kam mir plötzlich der Gedanke, das unselige Kreuz als Hülfsmittel für unsere bedrängte Lage zu benutzen. Ich hatte es, um jedem verrätherischen Zufall vorzubeugen, gleich nach unserer Hochzeit an meine dortige Freundin gesandt und sie gebeten, mir das versiegelte Päckchen zu bewahren, bis ich es zurückfordern würde. Nun holte ich es bei ihr ab, schrieb dort die letzten Zeilen an Dich und gab es zur Post. Meine Hoffnung war, Du würdest mir den Empfang des Kreuzes vertrauen und vielleicht ein milderes Wort über die Geberin daran knüpfen, das mir Muth gab zu sprechen! Es kam ganz anders! Du verschwiegst mir die erhaltene Sendung — ich wußte sie in Deinen Händen — Du gingst nach Bamberg, ohne nur ein Wort gesagt zu haben! Mit Centnerschwere fiel es mir nun auf's Herz, daß Du mir gesagt, Du wüßtest, wer die Briefe geschrieben! Was habe ich heute durchgerungen, Otto! Ich wußte ja nicht, zu wem mein unbesonnener Schritt Dich führen, was daraus entstehen würde! Eine Ahnung, daß ich Dich verlieren könnte, stieg schreckensvoll in mir auf, und

tief empfand ich, daß ich nicht unverdient litt! Erst heute ward meine wirkliche Schuld gegen Dich mir völlig klar, und ich gelobte mir hoch und heilig, Dir wahr zu sein, heut' und in alle Ewigkeit!"

„Laß mich die Thränen von Deinen lieben Augen küssen!" rief Otto tief ergriffen. „Erst jetzt bist Du ganz die Meine, mit Herz und Seele!"

Lange hielten die Glücklichen sich umschlossen, ein Hauch jener Seligkeit, die den Sterblichen nur für kurze, unvergeßliche Momente gegönnt wird, flog mit Geistesschwingen über sie hin.

Als sie sich endlich ließen, sagte Otto mit einem scherzenden Ton, in dem noch die tiefste Bewegung nachzitterte: „Nun aber sollst Du Dich für mich schmücken, wie Du es einst im Sinne hattest!"

Er öffnete das Etui und knüpfte das Sammtband, welches durch den Ring des Brillantkreuzes gezogen war, um Elisabeth's Hals. Mit leuchtenden Blicken sah er sie an, nie war sie ihm so schön erschienen! In bräutlicher Verwirrung, mit hoch erglühter Wange und gesenktem Auge stand sie vor ihm — von Neuem schloß er sie an's Herz und sagte mit tiefer Empfindung: „Dein Erkennungszeichen hat uns doch zusammengeführt!"

Was ein Weib vermag.

1865.

Motto:

Nicht „Dulden" ist Geduld! Mit reinem Herzen,
Mit Himmelsseele Erdgeschicke tragen,
Sich selber fühlend über ihnen lebend,
Wie über Wolken klar die Sonne scheint —
Das ist Geduld!

L. Schefer.

Louise von Braun hatte keine glückliche Kindheit durchlebt. Sie war das einzige Kind eines Elternpaares, das sich unter wenig versprechenden Auspicien zusammengefunden hatte.

Louisens Mutter war eine in den Hofkreisen der kleinen Residenz berühmte Schönheit gewesen; Hofdame der regierenden Fürstin, leichtsinnig und eitel, hatte sie ohne ernsten Widerstand den Huldigungen des Fürsten nachgegeben, und bald flüsterte man laut und leise von diesem nur allzu stadtkundigen Verhältniß. Fast unmittelbar, nachdem Baronesse von Altau ihre Stellung bei der Fürstin hatte aufgeben müssen, vermählte sie sich mit dem Herrn von Braun, einem ziemlich zweideutigen Charakter, der, so lange er als Offizier bei der kleinen Kontingenttruppe des Ländchens stand, von seinen Kameraden nur geduldet ward, und dessen plötzliches Ausscheiden aus dem Regiment gern gesehen

wurde, obgleich man den Anlaß zu diesem Schritt nicht kannte. Bald genug ward aber derselbe durch jene Heirat des Herrn von Braun mit dem entlassenen Hoffräulein erklärt, und dem Publikum blieb es kein Geheimniß, daß der Fürst nicht allein die Braut glänzend ausgestattet, sondern auch dem Bräutigam eine der besten Landrathsstellen verliehen hatte.

Die Familien Beider sagten sich offen von ihnen los, und in guten Kreisen wurden sie nicht mehr empfangen; das lebenslustige Pärchen schien sich aber wenig um dies Anathem zu kümmern. So richteten sie sich auf höchst elegantem Fuße ein, und wußten sich bald mit einer lebhaften Geselligkeit zu umgeben. Es fehlt nie an Personen, die einen guten Tisch, ein wohleingerichtetes Haus und eine zwanglose Unterhaltung zu schätzen wissen, und mit einem Achselzucken über bedenkliche Punkte hinweg kommen.

So lange dies, dem Geschmack des jungen Ehepaares ganz zusagende Leben dauerte, kamen Beide trefflich mit einander zurecht. Zugleich mit den, in Folge ungeregelten Aufwandes, bald genug auftauchenden Verlegenheiten, zogen aber Unfriede und gegenseitige Vorwürfe ein. Nach wenigen Jahren war die Mitgift der Baronesse vergeudet. Die Nachlässigkeit, mit der Braun seinem Amte vorstand, führte eine unvorherge-

sehene Revision herbei, die bedeutende Kassendeffekte enthüllte. Der Landrath ward infam kassirt und des Landes verwiesen. Dies war das Ende.

Frau von Braun blieb mit einem dreijährigen Töchterchen ganz mittellos und jeder Zuflucht beraubt zurück. Die Familie der jungen Frau, an die sie sich um Beistand wandte, versagte der Ausgestoßenen ihre Unterstützung. Der drohenden Noth ward von einer Seite gesteuert, von der es am wenigsten zu erwarten war. Die Fürstin, seit Kurzem Wittwe, hörte von der trostlosen Lage ihres früheren Hoffräuleins und dachte groß genug, der Unglücklichen ein Jahrgeld auszusetzen.

Es ward nicht lange in Anspruch genommen.

Die junge Frau, die bisher nur den leichten Schaum auf der Oberfläche des Lebens hatte kosten wollen, ertrug es nicht, in seine Untiefen zu tauchen. Ihr Element war die Freude, der Glanz, die Bewunderung, und nun blieb ihr nichts als Armuth, Einsamkeit und Mißachtung. Das Brod, das sie aß, kam aus einer Hand, der sie früher Güte mit Schmach und Undank gelohnt hatte, die leichte Welt, die bisher ihren Hofstaat gebildet, verläugnete sie nun. Zorn, Scham und Reue thaten ihr langsames, aber ätzendes Werk, und schon vier Jahre nach der Katastrophe, die den seitdem

verschollenen Gatten in die Fremde getrieben hatte, deckte ein grüner Hügel die einst so schöne Frau.

Die Familie fühlte die Verpflichtung, für das verwaiste Kind etwas zu thun. Jeder Einzelne erklärte sich zu Geldopfern bereit, Niemand aber wollte das Kind, das einen befleckten Namen trug, in sein Haus aufnehmen. Das Resultat der Verhandlungen war der Beschluß, die Kleine der renommirtesten Erziehungsanstalt der Hauptstadt eines Nachbarlandes zu übergeben.

Die ersten Jahre, die Louise in diesem Pensionat verlebte, waren die glücklichsten, die dem armen Kinde bis dahin zu Theil geworden. Aus der Gesellschaft der reizbaren, stets mißstimmten Mutter in die einer heiteren Kinderschaar versetzt zu werden, war allein schon eine Erfrischung, und vielgestaltig kam ihr das Wohlwollen der Lehrerinnen entgegen, die an dem begabten Mädchen wachsendes Interesse nahmen.

So schwanden ihr die Jahre reifender Kindheit froh dahin. Als Louise heranwuchs, begann sie jedoch zu fühlen, wie einsam sie in der Welt stand, und die ausweichenden Antworten der Vorsteherin auf ihre Fragen nach einer Familie, die sich ihr niemals zeigte, ließen sie nur um so tiefer über ihre Verlassenheit grübeln.

An ihrem siebenzehnten Geburtstage ward dem

jungen Mädchen der ersehnte Aufschluß. Frau Warneck, die Vorsteherin, hatte kürzlich dem Kammerherrn von Altau, der ihr vor neun Jahren das Kind übergeben hatte, die Mittheilung gemacht, des talentvollen Mädchens Erziehung sei vollendet, und sie in der Anstalt nicht mehr an ihrem Platze. Erst nach geraumer Zeit war eine Antwort eingelaufen. Die Familie war heute noch so wenig geneigt, Louise von Braun als Verwandte bei sich aufzunehmen, als vor Jahren. Ein anständiges Jahrgeld war festgesetzt worden; trotz aller rhetorischen Gewandtheit, die der Brief des Kammerherrn entwickelte, war jedoch zwischen den Zeilen zu lesen, daß dies das Lösegeld, die Abfindungssumme sei, die hier ein weltlicher Sinn der inneren Stimme eigenen Bewußtseins darbot. Frau Warneck ward ersucht, der bisherigen Schülerin mit Rath und That bei der Wahl eines künftigen Aufenthaltsortes beizustehen.

Mit lebhafter Theilnahme erschloß Frau Warneck dem jungen Mädchen nun zum ersten Mal ihre Familienverhältnisse. Allerdings verschwieg sie dem Kinde die Schande der Mutter, die des Vaters mußte sie ihr enthüllen, und eben so wenig ließ es sich verschleiern, daß Jene, denen sie durch Blut und Namen angehörte, sich von ihr lossagten für Gegenwart und Zukunft.

Louise erwiderte nur wenig, nachdem sie lautlos, ohne Worte, noch Frage, zu Ende gehört hatte. „Gönnen Sie mir eine Stunde Ueberlegung", sagte sie leise, „dann will ich antworten!"

Die Pensionärin besitzt kein eigenes Zimmer, wo ein hocherregtes Herz sich ohne Zeugen ausklagen könnte. Louise ging in den Garten, der jetzt, um die Mittagsstunde, einsam in seiner Sommerstille dalag, klösterlich angelegt, von hohen Mauern umfriedigt, mit lang hingestreckten Gängen und schattigen, alten Baumgruppen am äußersten Ende. In diese Schatten verbarg sich das junge, tiefwunde Herz, löste die Ketten seines Jammers und kostete alle Bitterkeiten mit der Bereitwilligkeit, welche die Jugend stets dem Schmerz entgegenzutragen pflegt. Als der Kelch der frischen, ätzenden Eindrücke bis zum Grunde geleert war, sah das junge Mädchen der Zukunft ins Auge. Hier einigte sich das stürmische Wogen der Gedanken zu einem festen Punkte, und der gebrochene Muth fand den Stab, an dem er sich aufrichten konnte. Als Louise eine Stunde später das Haus betrat, waren die leise gerötheten Augenlider die einzigen sichtbaren Spuren der bestandenen inneren Kämpfe; ruhig betrat sie das Zimmer ihrer Gefährtinnen, setzte sich nieder und schrieb. Dann faltete sie das Blatt und begab sich zu Frau Warneck,

der sie den Brief mit der Bitte übergab, Einsicht davon zu nehmen und ihn an die Adresse des Kammerherrn zu befördern.

Die Vorsteherin las nicht ohne Ueberraschung die Zeilen, in denen Louise dem Danke für die gewährte Erziehung eine freundliche, aber sehr bestimmte Ablehnung jeder ferneren Unterstützung folgen ließ. Das junge Mädchen hatte sich bis jetzt passiv verhalten und niemals Stolz oder Empfindlichkeit für die Vernachlässigung, die sie erfuhr, ausgesprochen. Frau Warneck blickte ihre Schülerin prüfend an.

„Haben Sie sich das wohl überlegt, Louise? Ihre Worte sind in keiner Weise unziemlich, aber Sie haben noch nicht Lebenserfahrung genug, um zu beurtheilen, daß dieser Brief einem Bruch mit Ihren Verwandten gleichkommt. Es ist nicht so leicht, wie Sie sich vielleicht denken, mein Kind, ganz auf sich selbst gestellt zu sein.“

„Ich übersehe vollkommen die Folgen meiner Weigerung“, sagte Louise ruhig, „aber ich kann nicht anders handeln. Ein Bruch zwischen mir und meinen Verwandten, die ich seit Jahren nicht gesehen, die mir niemals etwas anderes zu geben hatten, als ein Almosen, kann nicht erst entstehen, er war immer vorhanden. So lange ich ein Kind und hülflos war,

mußte ich hinnehmen, was mir, sicher ungern genug, geboten ward. Jetzt vermag ich für mich selbst zu sorgen, und es ist gewiß kein Stolz, nur ein Gebot der Selbstachtung, wenn ich es zu thun wünsche. Sie haben mir gesagt, liebste Frau Warneck, meine Erziehung sei vollendet; mit Ihrer Erlaubniß denke ich so bald als möglich das Examen als Lehrerin abzulegen, und Ihre Güte, die mir seit so vielen Jahren nie gefehlt hat, steht mir gewiß bei, dann eine passende Stellung zu finden."

Die Vorsteherin las in dem ruhigen Blick Louisens einen festen Entschluß. „Wenn dies Ihre Absicht ist", entgegnete sie gütig, „so habe ich nichts mehr zu sagen. Ich will Ihnen, liebes Kind, sogar offen gestehen, daß ich Ihren Entschluß billige und einer freien Seele würdig finde, wenn ich es auch nie gewagt haben würde, Ihnen dazu zu rathen. Doch nun habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen. Wollen Sie als Lehrerin in meine Anstalt treten? Fräulein Wallis verläßt mich, wie Sie wissen, zu Michaelis, und ihre Stelle bei den Kleinen ist noch nicht ersetzt. Wenn Sie diese Stellung annehmen wollen, so bleiben Sie meine Hausgenossin, Louise; Sie sind zu jung, um allein zu wohnen, und mir kann eine liebe Gefährtin in meiner Häuslichkeit nur willkommen sein. Ihre Unabhängigkeit

soll völlig gewahrt werden", fuhr sie lächelnd fort, als das junge Mädchen eine Bewegung machte, „wir werden über Ihren Gehalt mit einander leicht einig werden. Nun?"

Mit einer raschen, unwillkürlichen Bewegung schlang Louise den Arm um die Herzliche und drückte ihre Wange an die Brust, in der das einzige Herz schlug, das ihr in dieser Welt gehörte; nun fluteten die vorher zurückgedrängten Thränen warm hervor und Frau Warneck empfand in diesem Augenblick wirklich mütterlich für das verlassene Kind, dem sie eben eine Heimat geboten hatte.

Zum ersten Mal lernte Louise von Braun nun den wohlthuenden Einfluß einer Häuslichkeit kennen und verstand es, sich der mütterlichen Freundin anzuschmiegen und ihr während der Freistunden, die beide zusammen verlebten, das Haus angenehm zu machen, daß ihre Stellung, äußerlich wie innerlich, bald die einer Tochter ward. Mit Entzücken gab das tiefempfindende Mädchen sich dem ihr neuen Reiz vertraulicher Gespräche hin; obgleich sie zu ihren Mitschülerinnen in den freundlichsten Beziehungen stand, lag doch in Louisens Charakter eine, durch ihre Lebenslage unwillkürlich gesteigerte Zurückhaltung, in ihrem Wesen ein Ernst und eine Reife, die jene leichten Annäherungen

und lebhaften Freundschaftsbündnisse, die sonst der Jugend nahe liegen, ausschloß. Um so besser verstand das sinnige Mädchen aber, sich in den Charakter und die Herzensbedürfnisse der Pflegemutter hineinzudenken — so nannte Frau Warneck sich scherzend, seit Louise ihre Lebensgenossin geworden war.

Die treffliche Dame war die Wittwe eines Offiziers, der, ein sehr begabter Kopf, schon früh in den Generalstab berufen worden war, und dem man eine glänzende Carriere prophezeite. Bald nach seiner Verheiratung ward er zum Stabsoffizier befördert, und bei ansehnlichem Gehalt, großen Aussichten und lebenskräftiger Gesundheit, sah er der Zukunft mit vielleicht allzugroßer Sicherheit entgegen. Ein Unfall, der ihn während einer Generalstabsreise traf, machte diesem so vielversprechenden Leben ein plötzliches Ende, und es ergab sich, daß für seine Frau und ihren fünfjährigen Knaben nur kärglich gesorgt war. Die junge Wittwe, ohne Vermögen und in Gewohnheiten aufgewachsen, die ihr eine anständige Lebensstellung ganz unentbehrlich erscheinen ließen, gründete mit allem Aufwand der kleinen Mittel, die ihr geblieben waren, jene Erziehungsanstalt, die sie mit so viel Umsicht zu leiten wußte, daß ein wachsender Ruf dieselbe von Jahr zu Jahr gehoben hatte, und sie jetzt, nach mehr als zwanzig-

jährigem Bestehen, für ein Pensionat ersten Ranges galt. Ihre Einnahmen waren gut, ja glänzend, dennoch hegte Anna Warneck manche stille Sorge für die Zukunft. Ihr ganzes Lebensglück, alle ihre Wünsche und Hoffnungen wurzelten in ihrem einzigen Sohne, einem talentvollen, reichbegabten Manne, an dessen sorgfältigster Ausbildung nichts versäumt worden war, und der in jeder Hinsicht ihren Stolz und ihre Wonne ausmachte. Dennoch lag gerade hier der dunkle Punkt ihrer Sorgen.

Die überall sonst so kluge und umsichtige Frau war sich einer Schwäche bewußt, von der sie sich dem Lieblinge gegenüber hatte leiten lassen, und für die er, wie eine geheime Angst ihr zuflüsterte, vielleicht später mit mancher bittern Stunde würde zahlen müssen. Rudolph hatte Aussichten, der Erbe eines bedeutenden Vermögens zu werden. Ein Bruder seines Vaters, Junggeselle, und reich, hatte den Knaben von jeher bevorzugt, auch hin und wieder Andeutungen fallen lassen, daß er ihn als seinen künftigen Erben betrachte. Die Ferienzeiten hatte Rudolph meist bei diesem alten Herrn verlebt, der auf dem Lande wohnte und in stetem Verkehr mit dem jungen Menschen blieb, mitunter etwas despotischer gegen den Letzteren aufgetreten war, als dem lebhaften Jüngling gefiel, aber sich auch sehr frei-

gebig gegen ihn zeigte. Von diesem Onkel sowohl, als durch die Mutter selbst, war nun Rudolph seit frühester Jugend vielfach verwöhnt und zu Ansprüchen und Bedürfnissen erzogen worden, die in keinem Verhältniß mit seiner Lebenslage standen.

Neigung und Anlagen hatten den jungen Mann zur Wahl eines künstlerischen Berufes gezogen. Er war Maler, und besaß, wenn auch kein Genie, doch ein schönes, sorgfältig ausgebildetes Talent. Die letzten vier Jahre hatte Rudolph in Italien verlebt, wo es ihm, wie bisher, an reichlichen Zuschüssen nicht fehlte. Die Briefe, die Bilder des Sohnes waren für die Mutter wie Sonnenschein, er war „das Schöne" in ihrem Leben, jener Punkt in dem Herzen der Alternden, wo Liebe und Jugend noch eine Freistätte fanden, ein Punkt, der jeder Frau, soll sie mehr als vegetiren, bis an ihres Lebens Ende unentbehrlich bleibt. Für diesen ihren Abgott zitterte aber Anna Warneck oft, wenn sie an die Zukunft dachte. Wenn nun ihr Schwager, ein launischer alter Mann, statt Rudolph, zuletzt doch einen andern seiner Neffen zu seinem Erben wählte, oder sein Vermögen unter der zahlreichen Familie zersplittert ward, falls er ohne Testament starb? Wenn dies Vermögen vielleicht gar nicht so groß war, als man voraussetzte? Wenn später sie selbst die Augen

schloß? Wie würde Rudolph, der nie gewöhnt war, sich auch nur einen Einfall des Augenblicks zu versagen, dessen Lebensgewohnheiten elegant und wählerisch waren, es dann ertragen, auf beschränkte Mittel angewiesen zu sein? Selbst ihre Mutterzärtlichkeit verblendete sie nicht darüber, daß er kein Künstler ersten Ranges sei, daß Ruhm und Geld ihm auf dem Wege seines Berufes nur in Folge anhaltenden und ernsten Fleißes zufallen würde. Bis jetzt hatte er seiner Kunst nur gelebt, wie ein reicher Dilettant, der, wenn er arbeitet, es mit voller Hingabe thut, aber auch nur dann arbeitet, wenn es gerade seiner Stimmung gemäß ist.

Solche Betrachtungen, mit Selbstvorwürfen gemischt, denen der klare Geist der Mutter sich nicht zu entziehen vermochte, tauchten freilich nur zuweilen auf und wurden im tiefsten Grunde ihrer Brust verschlossen; meist war der Gedanke an den Sohn mit einer lichten Glorie umgeben, und bald ward Louise ihre Vertraute in allen Freuden und Hoffnungen, die ihn betrafen. Es war für Anna Warneck eine Glückseligkeit, die lebensvollen Briefe Rudolph's einer empfänglichen Zuhörerin vorzulesen, hundert kleine Züge aus der Knabenzeit des Lieblings zu erzählen.

Louise konnte zwar nicht umhin, heimlich über den

Enthusiasmus der Mutter zu lächeln, denn obgleich sie den jungen Mann früher zuweilen flüchtig gesehen, hatte er ihr nie den Eindruck eines Phänomens gemacht. Dennoch war sie viel zu warmherzig, um nicht auf die Mittheilungen der mütterlichen Freundin mit Interesse einzugehen, und vermochte, selbst ein eigenartiger Charakter, den wirklich originellen Geist der aus Rudolph's Briefen sprach, sehr wohl zu würdigen.

Zur Weihnachtszeit sollte der Sohn des Hauses nach jahrelanger Abwesenheit endlich heimkehren, und beide Frauen sahen, jede in ihrer Weise, diesem Besuch mit Spannung entgegen; Louise nicht ohne ein gewisses Unbehagen, denn der innige Verkehr mit der Pflegemutter war dem jungen Mädchen bereits zum Lebensbedürfniß geworden, und es lag nahe, daß jetzt, wo der Sohn für längere Dauer in der Nähe leben sollte, ihr Antheil an der Gesellschaft und Zärtlichkeit der theuern Frau sehr beschränkt werden würde.

Wirklich kam mit dem jungen Künstler ein neues Leben in's Haus. Zwar wohnte er dort nur kurze Zeit und richtete sich möglichst bald selbstständig ein, doch erschien er täglich, brachte viele Abende bei der Mutter zu, und riß durch seine glänzende Konversationsgabe die Frauen aus ihrer stillen, arbeitsthätigen Welt in die der Phantasie mit sich fort.

Rudolph war, was man im Allgemeinen einen genialen Menschen zu nennen pflegt, ein Begriff, der wirkliches Genie im Grunde selten einzuschließen pflegt. Eine ungemeine Empfänglichkeit für alle Eindrücke, ein unruhiger, leidenschaftlicher Geist, der immer in das Reich des Unbekannten einzubrechen drängte, Alles zu versuchen, zu erreichen strebte und so über seine eigenen Ziele hinausstürmte, machte sein Wesen aus. Er gefiel sich in Allem, was die Strömung des Lebens fühlbar macht, mochte es nun zu streiten oder zu lieben gelten; in seiner Kunst, wie im Leben wollte er alles kennen lernen, von allem Gewinn ziehen, alles beherrschen. Daß Letzteres ihm, wenn auch seltener den Verhältnissen, als den Menschen gegenüber, meist gelang, lag in der zwingenden Liebenswürdigkeit seiner Erscheinung. Frauen beherrschte er immer, Männer häufig, wenn auch letztere nicht auf die Dauer, denn wer tiefer ging und die Freiheit seines Urtheils festhielt (was Frauen nicht gelingt, sobald sie einmal gefesselt sind), der mußte gewahr werden, daß Leidenschaft nicht Kraft, Phantasie nicht wirklicher Reichthum war.

Daß ein Mann solcher Gattung auf ein begabtes, phantasievolles Mädchen, wie Louise, einen tiefen Eindruck machen mußte, war unausbleiblich. Obgleich das junge Mädchen sich mit der Kraft, die sie seit früher

Kindheit hatte üben lernen, und die überdies in ihrem Charakter lag, zu beherrschen verstand, regte sich doch in dieser Beziehung bald genug eine leise Sorge bei Frau Warneck, die sich unklug schalt, eine so nahe liegende Gefahr für ihre liebe Genossin nicht früher in Erwägung gezogen zu haben. Seltsamer Weise kam ihr aber nie die flüchtigste Besorgniß, daß Rudolph eine Neigung, die er nach ihrer Ueberzeugung unvermeidlich erwecken müsse, auch theilen könnte. Ein Grund zu dieser Sicherheit lag darin, daß Louise durchaus nicht hübsch war; eine Gestalt von wahrhaft plastischen Formen, die indessen, fast frauenhaft enwickelt, sie älter erscheinen ließen, als achtzehn Jahre, und ein überaus zarter Teint waren die einzigen hervorstechenden Reize, die das junge Mädchen besaß. Die Züge des etwas blassen Gesichtes waren unregelmäßig, die Nase zu stark gebogen, der Mund, wenn auch mit herrlichen Zähnen begabt, zu groß. Der erste Eindruck des jungen Gesichtes war, trotz der tiefen, nußbraunen Augen, eher unschön als schön zu nennen, und der seelenvolle Ausdruck, der jeden ihrer Züge belebte, sobald sie angeregt ward, kam nicht immer zum Vorschein, da sie sich meist zurückhaltend und schweigsam zu geben pflegte. Daß ein Wesen von so wenig glänzender Erscheinung Rudolph's verwöhntes Auge fesseln könne, kam der

Mutter um so weniger in den Sinn, als ihr, einer durchaus verschieden gearteten Natur, das Verständniß für das innerste Seelenleben des jungen Mädchens nie aufgegangen war. Louise galt den Meisten, die sie kannten, für ein kluges, ernstes und gütiges Wesen, von kühlem Naturell; Wenige nur ahnten die Kraft einer nur allzuregen Phantasie, die unter dieser stillen Erscheinung verhüllt war. Die Phantasie, diese unerforschlichste aller Seelenthätigkeiten wirkt aber, je nach dem Klima der Seele, in der sie wurzelt, auf gar verschiedene Weise — aus der Brust des Einen wirft sie, wie aus einem Füllhorn, unabläßig Blumen und Früchte, Jedem zur Ernte, sich selbst, im Bewußtsein unerschöpflichen Reichthums, zum Bedürfniß; in der des Andern wandert sie einsam, aber selten ungestraft, unter Palmen. Letztere wirkt durch ihre geheime Kraft nur auf sympathische Naturen. Daß Rudolph, der sich auf Frauen verstand, den verborgenen, aber tief aromatischen Duft dieser scheinbar farblosen Blüte bald herausfand und sich dadurch angezogen fühlte, ward der Mutter erst dann klar, als er sich Louisen bereits mit steigender Wärme näherte. Hätte die gute Dame der Sache freien Lauf gelassen, so wäre das Interesse, das des Mädchens verhülltes Naturell in dem jungen Mann geweckt, vielleicht durch das ruhige Hinströmen täglichen

Zusammenseins wieder abgeschwächt worden. Mit der gewöhnlichen Unklugheit der Frauen, wenn sie fürchten, daß etwas gegen ihre Wünsche geschieht, schlug aber die Mutter den verkehrtesten aller Wege ein, indem sie Louise häufig zu entfernen suchte, wenn Rudolph kam, die jungen Leute nie einen Augenblick allein ließ und so durch stummen Widerstand den schwachen Funken selbst zur Flamme anblies. Was sie so lebhaft fürchtete, geschah nur zu bald. Der junge Mann warb mit allem Ungestüm seines Temperaments um Louise, die ihm bereits mit jedem Athemzuge gehörte, und theilte eines schönen Tages der Mutter seine Verlobung mit, als einen Entschluß, der ohne Zweifel ihren ganzen Beifall finden müsse.

Zum ersten Mal in seinem Leben traf er auf einen ernsten und, wie es den Anschein hatte, hartnäckigen Widerstand. Die Mutter versagte ihre Zustimmung entschieden und hielt mit den Gründen ihrer Weigerung nicht zurück. Daß Rudolph's Onkel, ein hochmüthiger, geldstolzer Mann, diese Heirat durchaus mißbilligen würde, war außer Zweifel; die Wahl eines armen, ganz alleinstehenden Mädchens, dessen Name nicht unbescholten war, dessen übel berüchtigter, verschollener Vater jeden Augenblick und vielleicht in der gesunkensten Lage wieder auftauchen und Ansprüche an die

Tochter erheben konnte, war gleichbedeutend mit dem Verlust einer Erbschaft, die für den jungen Mann so wichtig erschien. Rudolph selbst, obgleich der unerwartete Widerstand der Mutter ihn außer sich brachte, gab dies zu, bestritt aber ihre Behauptung, daß der Verlust dieser Aussichten für ihn von so unersetzlichem Belang sei. Er sprach die Ansicht aus, daß der Erwerb seines Talentes, verbunden mit dem reichlichen Zuschuß der Mutter, der ihm seit Jahren zu Theil geworden, völlig hinreichend zur Gründung eines Hausstandes sei. Wenig war er darauf gefaßt, zu hören, daß seine Mutter diesen Zuschuß für die Zukunft verweigern würde, wenn er auf einer Verbindung mit Louisen bestand. Die dem Sohne gegenüber sonst so nachgiebige Frau stachelte sich in diesem Falle zu einer Härte auf, die ihrem Charakter fremd war und allein der festen Ueberzeugung entsprang, daß Rudolph durch diese Ehe unglücklich werden müsse, daß Louise in keiner Weise für ihn passe und er die Opfer, die er einer, durch die Zufälligkeit häufigen Zusammenseins allein hervorgerufenen Neigung jetzt zu bringen bereit war, in Zukunft bitter bereuen würde. Jede Rücksicht auf Louise schwand vor ihrer Sorge und Liebe für den Sohn, ja, sie fand Gründe genug, selbst im Interesse des jungen Mädchens fest auf ihrer Weigerung zu bestehen, überzeugt, wie

sie war, daß hier ein kurzes Glück mit langer Reue bezahlt werden würde.

Louisen konnte, nachdem sie bereits das Gelübde der Liebe und Treue empfangen und gegeben hatte, diese Weigerung ihrer Pflegemutter nicht verschwiegen bleiben; sie trug den ihr unerwarteten Schlag mit jener äußeren Ruhe, die sie sich überall abzugewinnen vermochte; was aber in ihrem Innern vorging, sah nur Gott. Hier, wo sie seit langer Zeit alles eingesetzt hatte, was sie zu geben vermochte, um Liebe zu gewinnen, hier verworfen zu werden, erschien ihr bitterer als der Tod. Ohne einen Versuch zu machen, die Pflegemutter umzustimmen, sprach sie nur die Bitte aus, ihrer Verpflichtung als Lehrerin der Anstalt enthoben zu werden, um sich eine neue Heimat zu gründen; aber auch hier traf sie auf eine Weigerung. Ist ein im Grunde gutes Herz einmal aus seinen natürlichen Grenzen getrieben, so findet es leicht für sein Thun und Wollen die Schranke nicht mehr. Frau Warneck, von der Furcht, diese Verbindung nicht hindern zu können, wie von einer fixen Idee beherrscht, besorgte eine Fortsetzung des Verhältnisses der jungen Leute, wenn Louise ihrer Aufsicht entzogen sei; deshalb bestand sie auf ihrem Recht, vor der Entlassung einer Lehrerin halbjährige Kündigung zu fordern und

begehrte die Entfernung des durch kein Amt gebundenen Sohnes aus der Residenz.

Rudolph ging auf dieses Ansinnen rascher ein, als die alte Dame zu hoffen gewagt; daß er ohne den Beistand der Mutter sich vorerst nicht verheiraten könne, mußte er einsehen. Doch verließ er die Stadt nicht, ohne Louisen sein Gelöbniß der Treue wiederholt und von ihr das Versprechen gefordert zu haben, ihr Recht der Kündigung nicht geltend zu machen und seine Mutter auch später nicht zu verlassen. Er hatte sich einen Plan gemacht, und zweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen würde, den Entschluß, der ihm jetzt in den Weg trat, im Laufe der Zeit zu erschüttern.

Louise bestand einen harten Kampf zwischen ihrer Liebe und ihrem reizbaren Selbstgefühl, ehe sie das geforderte Versprechen gab. Hier aber siegte das Herz. Es ging über die Kraft eines liebenden Weibes hinaus, auf einer Weigerung zu bestehen, wo Rudolph flehte.

Ein Jahr verging. Louise war in ihrer Stellung geblieben und ihr früheres Verhältniß zu Frau Warneck hatte sich im Laufe der Zeit zum Theil wieder hergestellt. Nachdem die ersten hohen Wogen der Aufregung sich gelegt hatten, konnte die alte Dame sich der Einsicht nicht verschließen, daß Louise bei diesem

Ereigniß der unschuldigste und am meisten leidende Theil sei. Ihre so lang gehegte Zuneigung für das liebe Mädchen gewann wieder die Oberhand, und die Art und Weise, wie Louise die neue Prüfung trug, verstärkte die stille Achtung, die der Charakter der Pflegetochter ihr von jeher abgewonnen hatte. Unmerklich fand sich die alte Herzlichkeit in Wort und Blick wieder ein, wenn auch die frühere Heiterkeit zerstört war. Rudolph hatte das ganze Jahr über nichts von sich hören lassen; als es zu Ende ging, schrieb er und bat von Neuem um die Zustimmung der Mutter zu seiner Wahl. So sehr Frau Warneck unter der Entfernung des Sohnes und dem Bewußtsein litt, ihn von sich abgewendet zu wissen, blieb sie dennoch mit dem Fanatismus einer festen Ueberzeugung bei ihrer früheren Weigerung.

Als das zweite Jahr nach Rudolph's Abreise zu Ende ging, starb sein Onkel und hinterließ dem jungen Mann ein wirklich bedeutendes Vermögen. Der erste Brief, den der Erbe nach diesem Ereigniß an seine Mutter schrieb, enthielt die Wiederholung seiner früheren Bitte, und jetzt widerstand Frau Warneck nicht mehr, um so weniger, als der Sohn nun in der Lage war, auch ohne ihre Zustimmung seinen Willen durchzusetzen. Allerdings gab sie ihr Ja nicht ohne manchen

tiefen Seufzer. Durfte sie auch jetzt über die Zukunft beruhigt sein, war Louise ihr auch persönlich von Herzen lieb, so erfüllte diese Wahl doch keinen der glänzenden Ansprüche, die nach ihrer Ansicht ihr Sohn, jetzt mehr als je, machen konnte. Ueberdies dachte sie nur mit Grauen an die Möglichkeit, daß Louisen's Vater noch einmal auftauchen könnte. Ihr vorzüglichster Trost lag in dem Gedanken, daß eine Liebe, die jahrelang ihr Ziel so hartnäckig festgehalten hatte, doch wohl echt sein müsse.

Als Rudolph heimkehrte, besiegte das Entzücken, den vergötterten Sohn wieder gewonnen zu haben, alle Bedenken, und mit wahrer Herzlichkeit legte sie die Hände der Liebenden in einander. Die öffentliche Verlobung des Paares ward sogleich gefeiert, die Hochzeit auf den Herbst festgesetzt, und heitere Tage flogen nun an den Vereinten sonnig vorüber.

Louise lebte wie im Traume; ein stilles Zagen verließ sie nicht. Die Wunde, die ihr Herz, ihr Selbstgefühl durch den langen Widerstand der Pflegemutter empfangen hatte, war wohl verharscht, aber nicht geheilt, und der leise Stachel, der wider Wissen und Willen in ihrer tief dankbaren Seele zurückgeblieben war, ließ sie sich stets zurückziehen, wenn Mutter und Sohn sich einander zuwandten.

Rudolph selbst war strahlend glücklich; das Ziel, dem er hartnäckig nachgestrebt, war erreicht, und an die Stelle quälender Aufregung jenes Gefühl wohlthuender, sanfter Wärme zurückgekehrt, das ihm zu Anfang schon die Nähe der Braut so lieb gemacht. Die Erfüllung seiner weltlicheren Hoffnungen befriedigte ihn mehr, als er zugestehen mochte, denn sein idealer Sinn wollte dem Gelde an sich keinen hohen Werth zuerkennen, während er doch desselben weit mehr bedurfte, als viele Andere. Er theilte die Beweise seiner Zärtlichkeit mit gleicher Lebhaftigkeit zwischen Louise und der Mutter, seine ewig dürstende Seele trank die Fülle der Liebe, die ihm von Beiden ward, mit Genuß. Seit frühester Kindheit an die Vergötterung der Mutter gewöhnt, war ihm der selbstgewählte Bruch mit ihr diese letzten Jahre über nichts weniger als leicht geworden; daß sie ihm zuletzt doch nachgegeben, erhöhte die Befriedigung, mit der er jetzt ihre verdoppelte Liebe hinnahm. Louisen's ganz an ihn hingegebenes Wesen machte ihn stolz und rührte ihn, er fühlte seine unbeschränkte Macht über dies junge und doch so starke Herz, das in dem Geliebten seinen Gott sah und ihm den Stolz, den das junge Mädchen, als sein heimlichstes, eigenstes Gut in sich gepflegt hatte, willig zu Füßen legte.

Einige Wochen vergingen so auf das Angenehmste, dann mußte Rudolph die Seinigen verlassen, um sich für einige Zeit nach der Provinz zu begeben, in der sein verstorbener Onkel gelebt hatte. Die Angelegenheiten, die dem jungen Künstler mit Uebernahme der Erbschaft zufielen, waren verwickelt und in ihrer jetzigen Gestalt seinen Lebensplänen nicht angemessen. Es galt, viele einzelne, hypothekarisch angelegte Kapitalien nach und nach einzuziehen, ein Landgut zu parzelliren und zu verwerthen und noch andere Geschäfte ähnlicher Art abzuwickeln, wodurch die Zeit und Anwesenheit des Eigenthümers für einige Monate in Anspruch genommen ward.

Dem Wunsche ihres Verlobten gemäß hatte Louise nun ihre Stelle als Lehrerin niedergelegt und beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu ihrer Ausstattung. Frau Warneck hatte die Aufforderung des Sohnes, ihre Thätigkeit einzustellen und in Zukunft bei ihm zu leben, freundlich abgelehnt. Die von ihr selbst in's Leben gerufene Anstalt war ihr zu lieb geworden, um sie fremden Händen zu übergeben, während sie sich geistig und körperlich noch rüstig fühlte. Im Gegentheil war ihr Sinn stets darauf gerichtet, den Ruf derselben zu erhalten und zu heben. Auch sollte die Stelle in ihrer Häuslichkeit, die Louise seit drei Jahren ausge-

füllt hatte, für die nächste Zeit nach der Vereinigung des Brautpaares durch eine andere junge Genossin besetzt werden, die jetzt schon eingetroffen war und eine angenehme Gesellschaft zu werden versprach.

Das kürzlich erledigte Fach der englischen Lehrerin war durch eine sehr warm an Frau Warneck empfohlene Engländerin aus gutem Hause besetzt worden, deren Bedingung, wie ein Familienglied von der Vorsteherin angesehen zu werden, dieselbe gern erfüllte, und die, als sie persönlich erschien, den günstigsten Eindruck machte.

Annie Lovell war drei bis vier Jahre älter als Louise, ein Unterschied, den Niemand errathen, oder den Jedermann vielmehr umgekehrt vorausgesetzt haben würde, der beide Mädchen zusammen sah. Die junge Engländerin war so licht und frisch wie ein Sommermorgen. Ihre feine Gestalt bewegte sich leicht wie eine Feder, ihr blaues Auge war strahlend wie Sonnenschein, ihr Lächeln frisch wie Thau. Mit natürlichem Takt, aber sorglos leichter Art wußte sie in der kleinen Häuslichkeit, in die sie eintrat, sofort heimisch zu werden und gewann eben so rasch das günstige Urtheil der im Allgemeinen wählerischen Vorsteherin, als das Herz Louisen's. Beide Mädchen schlossen sich einander innig an; das liebkosende, anschmiegende Wesen Annie's,

ihre Freimüthigkeit, die rosige Heiterkeit ihrer Erscheinung übten auf Louise einen nie gekannten Reiz und lehrten sie zum ersten Mal den Zauber jugendlicher Freundschaft kennen. Die gehobene Stimmung, in die ihr Glück, die nahe Aussicht auf eine selige Zukunft, eine wirkliche eigene Heimat, ihr Gemüth versetzte, mochte die Empfänglichkeit ihres Wesens gesteigert, ihre frühere, etwas spröde Zurückhaltung zur Wärme gemildert haben. Annie dagegen erblickte in der ernsten Freundin alle Vollkommenheiten und sah zu ihr auf wie zu einem Ideal.

Beide Mädchen ahnten auch nicht im Traume, wie bald eine verheerende Flamme ihre junge Freundschaft niedersengen sollte.

Etwa sechs Wochen vor dem zu seiner Hochzeit bestimmten Tage kehrte Rudolph zurück, um die Vorbereitungen zu seiner häuslichen Einrichtung zu treffen; er beabsichtigte, sich, wie er ja schon vor zwei Jahren im Sinne gehabt, in der Residenzstadt niederzulassen. Nachdem er die Seinigen mit jubelnder Innigkeit begrüßt hatte, ward Annie Lovell ihm als neue Hausgenossin seiner Mutter vorgestellt.

Die anmuthige Erscheinung frappirte ihn sichtlich, und schon im Laufe dieses ersten Abends trafen sich

die Blicke Beider mehr als einmal mit einem Blitz, der sie bis in den Traum hinein verfolgte.

Wer nie durch eigene Erfahrung die Gewalt plötzlicher Eindrücke erfahren hat, wird hier dem Erzähler, obgleich er Wahrheit berichtet, nicht folgen wollen oder können. Allerdings liegt etwas geradezu Unbegreifliches darin, daß für einen Mann, der zwei Jahre lang um den Gegenstand seiner Neigung gekämpft hat, wenige Augenblicke genügen sollen, um an die Stelle dieser innigen und lang genährten Gefühle plötzlich eine Leidenschaft für eine Fremde, kaum Gesehene, zu setzen. Dennoch ist dies Unbegreifliche oft geschehen und wird sich noch öfter wiederholen. Vor Zeiten glaubte man, wo es geschah, an Liebes- und Zaubertränke, die ein Herz wider Willen entflammen können — heute schilt der in der Magie der Leidenschaft Unerfahrene den Unseligen, der ihr in ähnlicher Weise verfällt, einen wankelmüthigen Charakter, einen Treulosen, Verächtlichen. Wehe aber dem, den der Zauber berührt hat! Er selbst wird am wenigsten erklären können, warum unter tausend Augen, die ihm im Leben schon begegneten, gerade diese Augen Funken in seine Seele warfen, die Alles, was vorher darin lebte, in Glut und Flammen aufgehen ließen.

Rudolph ergab sich dem hereinbrechenden Wahn-

sinn, der ihn erfaßt hatte, nicht ohne heftigen Widerstand. Er wollte nicht leiden, wollte nicht durch eine seinem Willen fremde Macht beherrscht sein und empfand dumpf, daß Beides ihm drohte. Empört wies er das süße, lachende Bild von sich, das sich seinen Gedanken aufdrängte, wie ein Geist, den zu bannen man das Wort nicht kennt. Er nahm gegen Annie vom ersten Tage an einen kalten, spöttischen Ton an und zeigte offen, daß ihre Anwesenheit im Familienkreise ihn belästige. Sprach er je mit ihr so geschah es um einen herben Tadel auszudrücken, oder eine ironische Bemerkung zu machen; blickte er sie an, so waren es keine freundlichen Blicke, die sie trafen. Dennoch empfand Annie, daß die Flamme dieses Blickes, der sich verdunkelte, so oft er mit ihrem Auge zusammentraf, im Widerspruch mit Rudolph's spöttischer Art und Weise sei, sie empfand nur zu bald die Macht, mit der eine glühende Seele den Gegenstand ihrer Leidenschaft umspinnt. Das frische Lächeln des schönen Mädchens ward von Tag zu Tag seltener.

Louise machte, in ihrem hohen Vertrauen, dem Verlobten mehr als einmal sanfte Vorwürfe über seine, ihr unbegreifliche Herbigkeit gegen das holde Geschöpf, das sie so lieb gewonnen hatte. Eine Ahnung von dem Zustande seiner Seele kam ihr um so weniger, als

der Geliebte ihr gegenüber in keiner Weise verändert war. In der That empfand Rudolph für Louise noch immer die gleiche innige Neigung, die ihn stets zu ihr gezogen. In ihrer Nähe schwiegen zuweilen alle wilden Geister, aber es war doch nur wie Ruhe auf der Flucht, nicht der rettende Hafen. Rudolph wußte bereits mit unerbittlicher Schärfe, daß er Louise heute, wie immer, herzlich lieb hatte, Annie aber mit jenen Seelenkräften liebte, die man erst dann in der eigenen Brust entdeckt, wenn sie aus dem tiefen Grunde, in dem sie schlummerten, zum Leben erwachen. So oft das bebende Auge der Engländerin dem seinigen begegnete, erzitterte sein Herz, vor dem Klang ihrer Stimme erblaßte er, streifte ihr Kleid das seine, so kam es über ihn, wie Verlangen, die leichte Gestalt an sich zu reißen.

Die Rastlosigkeit, die ihn hin und her trieb, mußte doch zuletzt sowohl der Mutter als der Braut auffallen, so wenig sie auch den Grund derselben erriethen. Er war in einem fortwährenden Gehen und Kommen und trat plötzlich mit dem Verlangen hervor, den Hochzeitstag schon für die nächste Woche festzusetzen. Mit brennender Ungeduld nahm er die Einwände auf, die ihm das dreimalige Aufgebot, die noch unvollendete Einrichtung der Wohnung und dergleichen kleine, aber

doch zwingende Hindernisse mehr zu bedenken gaben. Während er früher den Wunsch wiederholt geäußert hatte, nach so langem unstätem Wanderleben, das Bewußtsein eigener Heimat vor Allem genießen zu wollen, sprach er nun plötzlich den Plan einer großen Reise aus, die er unmittelbar nach der Trauung mit Louise anzutreten gedenke. Die Braut lieh sich mit freundlicher Hingabe allen seinen Wünschen, sie hatte in der That nur den einen, den Abgott ihres Herzens zufrieden zu stellen.

An dem Sonntage, an dem das erste Aufgebot des Paares stattgefunden hatte, saß Rudolph um die Dämmerstunde bei seiner Braut. Er stützte die Arme leicht auf die Lehne ihres Sessels und sprach mit der fieberischen Hast, die ihn in der letzten Zeit nie verließ, von seinen Reise- und Zukunftsplänen mit ihr. Ihr Auge hing mit tiefer Zärtlichkeit an dem seinen, als sie bemerkte, daß eine plötzliche Glut wie eine Flamme über sein Gesicht schlug; unwillkürlich folgte Louise der Richtung seines Auges, und traf auf Annie's Gestalt, die, mit einer brennenden Lampe in der Hand, geräuschlos eingetreten war. Zugleich sah sie den Blick, den Rudolph auf die junge Engländerin heftete, ein Blick, rasch wie ein Blitz, der aber auch mit der Gewalt eines Blitzes, welcher einen Abgrund enthüllt, Louisen's Seele traf. Als hätte sie ein Gespenst erblickt,

so starrte sie in halber Geistesabwesenheit auf die Freundin, die eben die Lampe niedersetzte. Die Lampe klirrte, und Louise sah, daß dies Geräusch von dem heftigen Zittern der kleinen Hand herrührte, die sie niedergestellt hatte. Sie sah, daß Annie blaß war, wie eine weiße Rose, und sie glaubte für die Dauer ihres Lebens genug gesehen zu haben.

Dennoch vermochte das oft geprüfte Mädchen selbst in diesem Augenblick ihre Fassung zu bewahren, kein Laut, keine Bewegung verrieth ihrem Verlobten, daß sie eben bis in die Tiefen seiner Seele geschaut, und als gleich darauf auch die Mutter eintrat und Louise freundlich anredete, klang ihre Stimme fest.

Um so gewaltiger rang das erschreckte, aus seiner seligen Sicherheit aufgejagte Herz im schweigenden Dunkel der Nacht mit seiner heißen Angst. Das Vertrauen siegte. Es war unmöglich, daß Rudolph sie verrieth, und sie war sich einer solchen Kraft der Liebe bewußt, daß sie tief überzeugt war, über eine flüchtige Bestrickung des Augenblickes zu siegen. Mehr konnte es nicht sein! Sie hatte ja Beweise genug für des Verlobten Treue und Ausdauer, sie durfte nicht an seinem Charakter irre werden, wenn auch heute der Anschein gegen ihn sprach. Louise hätte kein Weib sein müssen, wenn ihr Herz die Anklagen, die sie vom Bilde des

Geliebten abschüttelte, nicht mit verdoppelter Bitterkeit auf Annie geworfen hätte — die falsche Freundin, die ihren Reiz, ihr gewinnendes Wesen mißbraucht hatte, um ihr noch in der letzten Stunde ihr höchstes Gut rauben zu wollen. Umsonst aber war dies frevelhafte Spiel! Noch eine kurze Woche, und Niemand mehr konnte ihr ihren Himmel streitig machen — frei und allein mit dem Gatten, draußen in der weiten Welt, würde er nur ihr, seinem Weibe gehören, der böse Traum dieses Augenblickes würde versinken, unmerkbar, wie er gekommen! Das Alles sagte sich Louise und klammerte sich daran, wie an den Glauben an ihr Seelenheil, dennoch lag es fortan wie ein Alp auf ihrer Seele. Die Welt war kein Himmel mehr, die Zukunft kein Paradies.

Mit allem Aufgebot ihrer Kraft hielt sie während der folgenden Tage Ruhe dem Geliebten, Freundlichkeit Annie gegenüber fest — die bloße Vorstellung, daß Beide ahnen könnten, was in ihr vorging, war ihr unerträglich. Dies gelang ihr, ihr innerliches Ringen nach Vertrauen und Heiterkeit aber blieb umsonst. Der Dämon, der einmal geweckt war, ließ sich durch kein Wiegenlied mehr zum Schlummer bringen — ihr Auge, ihr Ohr war geöffnet, sie sah und hörte, was sie nicht sehen und hören wollte.

Der Vorabend des Hochzeittages war herangekommen. Es war einer jener heitern Septembertage, wo man alle Schönheit der freigebigen Erde doppelt genießt, da sich ihr schon Mahnungen an herbstliche Zeit gesellen. Im Hause der Frau Warneck war es den ganzen Tag über lebhaft zugegangen, es wurde vielerlei zur Feier des morgenden Festes gerüstet, und jeder Hausgenosse war in Thätigkeit. Gegen Abend forderte die alte Dame Annie auf, sie in den Garten zu begleiten, und mit ihr im Treibhause ein Myrthenbäumchen zu Louisen's Brautkrone auszusuchen. Die Braut, die morgen gleich nach der Trauung mit dem jungen Gatten abreisen und längere Zeit in der Schweiz und Italien zubringen sollte, war ausgegangen, um einigen dem Hause befreundeten Familien Lebewohl zu sagen.

Rudolph, der, als er um diese Zeit kam, Niemand im Hause fand, begab sich nach dem Garten hinab und traf in der Orangerie seine Mutter mit Annie in lebhafter Verhandlung. „Hilf mir doch, diesen kleinen Eigensinn zurecht zu bringen", rief Erstere dem Sohne entgegen. „Du weißt, wie sehr ich darauf gerechnet hatte, Miß Lovell für lange Zeit festzuhalten, nun sagt sie mir eben, daß sie schon zu Ostern nach England zurückkehren will. Ich kann dies nur als einen

plötzlichen Einfall betrachten! Was wird aus Ihrer Absicht, sich im Deutschen zu vervollkommnen", wandte sie sich lebhaft zu dem verstummten Mädchen, „wo bleiben unsere schönen Pläne, daß ich Sie nach und nach mit unserer Literatur vertraut machen sollte? Nein, liebe Miß, wenn Sie mir keine besseren Gründe anzugeben wissen, als vorhin, so lasse ich Sie so schnell nicht los!"

„Halte doch Miß Lovell nicht gegen ihren Willen", sagte Rudolph mit eigenthümlich vibrirender Stimme, aber kaltem Ausdruck. „Wenn der Aufenthalt in Deutschland ihr nicht zusagt, kann ich ihr nur Recht geben, die Heimat wieder aufzusuchen!"

„Warum sollte Deutschland ihr nicht zusagen", entgegnete die Vorsteherin ärgerlich, „in den ersten zwei Monaten war sie ja eingenommen von Allem, was sie hörte und sah! Nein, nein, unsere kleine Miß hat offenbar ihre Launen, was ich diesem sanften Gesichtchen, offen gesagt, gar nicht zugetraut hätte!"

„Das Klima sagt mir wirklich nicht zu, Frau Warneck", sagte Annie befangen.

„Etwas mag daran sein", entgegnete die Dame, indem sie das Mädchen ansah, „Sie sehen allerdings nicht mehr so frisch und heiter aus, als zu Anfang, aber sicher werden Sie sich an unsere Luft gewöhnen,

und, kurz gesagt, für's Erste nehme ich Ihre Kündigung noch nicht für Ernst!"

„Wo ist Louise?" unterbrach Rudolph ungeduldig das Gespräch. „Ich habe sie oben nicht gefunden."

„Louise ist ausgegangen, Master Ungestüm", sagte die Mutter lachend, „aber sie wird auch wieder kommen. Um einstweilen Deine Ungeduld zu beschwichtigen, nimm hier mein Gartenmesser und schneide von diesem Bäumchen Zweige ab. Sie sollen zum Brautkranz — ein angenehmeres Geschäft wüßte ich Dir nicht anzubieten. Miß Lovell wird so gut sein und Dir das Körbchen halten, in das die Zweige gelegt werden sollen. Sie war eben dabei mir zu helfen, ich habe aber Oben noch vollauf zu thun!"

Mit heiterem Nicken verließ Frau Warneck den Garten, um ihren Geschäften nachzugehen.

Eine drückende Pause folgte ihrer Entfernung.

Stumm ergriff Rudolph das kleine Messer und begann ohne Wahl und Aufmerksamkeit das Bäumchen, das ihm bezeichnet war, zu zerstückeln. Die Zweige fielen zur Erde, Annie bückte sich, sie zu sammeln und in den Korb zu legen, den ihre bebende Hand krampfhaft festhielt. Als sie sich aufrichtete, war sie leichenblaß und athmete schwer. Rudolph, der sein Geschäft eben so mechanisch unterbrochen hatte, als er es vorher

betrieb, sah plötzlich auf, und als sein Auge mit dem des Mädchens zusammentraf, riß er sie mit einer jähen Bewegung ungestüm an sich, und hielt sie, als wolle er die zarte Gestalt in seinen Armen ersticken. Ein Kuß, der ihr den Athem raubte, flammte auf ihren Lippen, dann ließ er sie eben so plötzlich los und sagte dumpf: „Verachten Sie mich nur, ich bin ein Elender!"

Annie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Sie verachten?" stammelte sie, „um eine Schuld, die ich mit Ihnen theile?"

Ein unartikulirter Laut brach aus Rudolph's Brust hervor. Er ergriff Annie's beide Hände und drückte sie gegen sein Herz, indem er den Kopf tief zu ihr hinabbeugte. „Wir Armen, alle Beide!" sagte er tonlos. „Ein Verhängniß ist es, keine Schuld! Ein Verhängniß auch diese Stunde, die wir Beide nicht gesucht, nicht gewollt! Nun sie aber ungerufen gekommen, muß ich Dir einmal sagen, daß ich Dich geliebt habe, seit ich Dich sah, daß ich Dich lieben werde, so lang ich Athem und Leben habe. Unsere Wege müssen auseinander gehen — so leb denn wohl! Ich sage nicht, vergiß mich, denn ich weiß, Du kannst es nicht. Man vergißt nicht, wo man wider Willen geliebt hat, man vergißt nicht das, was uns alles Andere vergessen läßt! Wäre ich frei, so sollte mein Leben damit aus=

gefüllt werden, Dir das zu beweisen — ich bin es nicht, darum lebe wohl!"

Annie erwiderte keine Silbe, ihr Kopf ruhte an Rudolph's Schulter, ihre Arme umschlangen seinen herabgebeugten Hals. Lange, lange blieben Beide so, unbeweglich. Einmal zuckte der junge Mann, es war ihm, als mische sich in das leise Schluchzen, das aus Annie's bebender Brust hervordrang, ein anderer, wenn auch verwandter Laut. Sein Auge traf aber ringsum nur die vorige Einsamkeit, nichts, was ihn zwang, sich von der schmerzlichen Wonne dieses Augenblicks loszureißen.

Dennoch hatte sein Ohr ihn nicht getäuscht. Ein fremder Laut war in die abgelegene Stille dieser Stätte gedrungen, ein fremdes Auge und Ohr hatte dem kurzen, inhaltsschweren Gespräch zwischen ihm und Annie gelauscht — ach, kein fremdes! Die Letzte von Allen im weiten Umkreis der Erde, die hier gegenwärtig sein durfte, war eine Zeugin der Scene gewesen, die keinen Zeugen vertrug.

Louise war der Mutter im Flur des Hauses begegnet, und von ihr nach dem Treibhaus gewiesen worden, wo sie im unseligsten Augenblick anlangte, und, nach einem zufälligen Blick durch das halbgeöffnete Fenster, vor demselben wie gebannt stehen blieb.

Noch einige Minuten, nachdem jene Worte Rudolph's, die ihr mit furchtbarer Deutlichkeit an das Ohr schlugen, verklungen waren, stand die Unglückliche regungslos und starrte auf das eng umschlungene Paar, das die Welt um sich her vergessen hatte. Dann zog sie sich unhörbar zurück, verließ den Garten und gelangte, glücklicher Weise ohne Begegnung, in ihr Zimmer, wo sie sich einschloß. Doch nicht, um sich den Gefühlen hinzugeben, die in ihr tobten, sicherte sie sich vor jedem Eindringen. Mit rastloser Geschäftigkeit waltete sie in dem kleinen Zimmer umher. Dort stand der Koffer für die Reise des folgenden Tages schon gepackt. Louise kniete davor nieder und nahm einen Theil des Inhaltes wieder heraus — einen kostbaren Shawl, Seidenkleider, Geschenke des Verlobten. Sorglich legte sie diese Dinge auf ihr Bett, glättete die Stoffe und breitete zuletzt das spitzenbesetzte Brautkleid darüber hin. Ihr Antlitz war blaß und unbeweglich wie Marmor, ihr Auge thränenlos. Dann ordnete sie den zurückgebliebenen Inhalt des Koffers ohne Hast, verschloß ihn und befestigte eine Adresse darauf.

Als dies geschehen, setzte Louise sich nieder und schrieb. Nur eine Seite füllte sie mit den kleinen, festen Zügen ihrer Schrift, dann faltete und siegelte sie das Blatt. Als es mit der Adresse versehen war, athmete

das junge Mädchen tief auf und drückte die gefalteten Hände fest gegen ihre Brust. So stand sie lange regungslos, den Blick zum Himmel erhoben, der schon die ersten Sterne zeigte.

Einige Zeit nachher verließ Louise ihr Zimmer, schloß es ab und begab sich in die Wohnstube, wo Frau Warneck sie mit freundlichem Schelten darüber empfing, daß sie nicht, wie sie ihr versprochen, zu Rudolph in den Garten gegangen sei, sondern sich in ihr Zimmer verkrochen habe.

„Nun ist Rudolph wieder weggelaufen", sagte die Mutter ein wenig unzufrieden. „Ich glaube, der Heißsporn hat es übel genommen, daß Du ihn nicht aufgesucht hast!"

Das bittere Lächeln, das über Louisens Gesicht zuckte, war so flüchtig, daß es der Aufmerksamkeit der Mutter entging, die der Braut Entschuldigung, eines heftigen Kopfschmerzes halber ein Stündchen Ruhe gesucht zu haben, um so mehr beachtete, als ihr nun erst auffiel, wie geisterhaft blaß Louise war.

„Armes Kind", sagte sie liebkosend. „Dann pflege Dich nur ja, damit Du morgen wieder frisch bist! Das ist aber heute eine wahre Epidemie mit Kopfschmerzen, Miß Lovell kam vorhin auch, und kündigte mir an, sie würde zu Bett gehen."

Louise erwiderte nichts. Sie lehnte das schwere Haupt gegen die Kissen eines Sophas, das in der dunkelsten Ecke stand und Frau Warneck wies aus Rücksicht auf ihr Leiden das Licht zurück, das eben gebracht wurde. So herrschte tiefe Dämmerung im Zimmer, als Rudolph zurückkehrte und von der Mittheilung empfangen wurde, Louise sei unwohl. Mit zögerndem Schritt näherte er sich seiner Braut, die ihm schweigend die Hand entgegenreichte. Er beugte sich zu ihr nieder und strich leise über ihr weiches Haar. Louise richtete sich auf, schlang beide Arme um ihn und küßte ihn mit einer Innigkeit, die sie, bei ihrem scheuen Naturell, ihm noch selten entgegengebracht. Dann erhob sie sich und sagte fast unhörbar: „Du mußt für heute Nachsicht haben, ich bin wirklich zu unwohl, um hier bleiben zu können. Gute Nacht, Rudolph, Gott behüte Dich!“

Rudolph versuchte nicht, sie zurückzuhalten. Es war ihm selbst wie Erlösung, daß ihr Blick ihn heute nicht mehr treffen sollte. Er legte ihren Arm in den seinen und führte sie bis an die Thüre ihres Zimmers. „Gute Nacht, Kind“, sagte er weich, „morgen, so Gott will, wird es besser sein!“

„Ja, es wird besser sein!“ wiederholte das Mädchen mit eigenthümlichem Lächeln, dann schloß sich die

Pforte für immer zwischen ihr und dem Traume ihres Glückes.

Als Frau Warneck am folgenden Morgen sich zeitig in das Zimmer der Braut begab, fand sie es leer, das Bett unberührt, mit Gewändern bedeckt, den Reisekoffer verschwunden gleich der Bewohnerin. Sehr befremdet, wenn auch ohne jede Ahnung des Vorgefallenen, befrug sie die Dienstmädchen, ob Fräulein von Braun etwa schon so zeitig ausgegangen sei, und wer von ihnen den Reisekoffer aus dem Zimmer entfernt habe? Erstaunt antwortete das Stubenmädchen auf die letzte Frage, das Fräulein habe ihr gestern Abend selbst befohlen, ihren Koffer dem Hausknecht zur sofortigen Beförderung nach dem Bahnhofe zu übergeben, und da derselbe das Gepäck der Pensionärin, die gestern eingetroffen sei, ohnehin dort abzuholen gehabt habe, sei der Auftrag sogleich besorgt worden. Voll Unruhe kehrte Frau Warneck in Louisen's Zimmer zurück und fand nun auf dem Schreibtische einen an ihren Sohn adressirten Brief.

Augenblicklich schickte sie nach Rudolph, der erst gegen neun Uhr im Hause erwartet wurde. Ohne sie zu Ende anzuhören, riß der junge Mann, dem das Gewissen schlug, das Blatt auf. Die Ahnung, die ihn beim Anblick desselben erfaßt hatte, ward rasch genug

bestätigt, denn die wenigen Zeilen, die es enthielt, sprachen einen Abschied für das Leben aus. Louise theilte ihrem Verlobten einfach mit, daß ein Zufall, den ihr Wille nicht herbeigeführt, sie gestern davon überzeugt habe, daß sie sein Glück nicht ausmachen könne, und gab ihm sein Wort zurück. Sie fügte hinzu, daß sie darauf rechne, er würde Achtung genug vor ihr haben, um ihr jeden Versuch einer Umstimmung zu ersparen. Nach kurzer Zeit würde ihre geliebte Pflegemutter Nachricht über ihren Aufenthalt und ihr Ergehen erhalten.

Als Rudolph das Blatt wieder zusammenfaltete, brannte die stolze Wange des Mannes von einer Flamme, die noch heißer war, als die der Leidenschaft. Es war die Glut der Scham.

*

Zwei Monate nach diesem Ereigniß fand in einer Seitenkapelle der Kathedrale die Trauung Rudolph's mit Annie Lovell statt. Es war nicht alleine eine stille, es war eine trübe Hochzeit, denn die Mutter des Bräutigams, die zum ersten Mal, seit er lebte, wirklich dem Sohne zürnte, war fern geblieben und weihte den Bund nicht mit ihrem mütterlichen Segen. Die warmfühlende rechtliche Frau vermochte das Weh, das Louisen bereitet worden war, nicht zu vergeben und noch

weniger zu begreifen. Es fehlte ihr durchaus das Verständniß für eine Leidenschaft, die sie weder hatte entstehen, noch wachsen sehen, und die nun, einem Nachtgespenste gleich, in riesenhafter, unheimlicher Gestalt vor ihr entsetztes Auge getreten war.

Ohne Schonung sprach sich ihr lebhafter Unwille gegen Annie aus, deren unseligen Einfluß auf ihren Sohn sie auch darin zu erkennen glaubte, daß er sich entschieden weigerte, einen Schritt zu thun, Louisen aufzusuchen und zu versöhnen. Hierin aber irrte die Mutter; Rudolph kannte den Charakter des Mädchens, das ihn aufgegeben hatte, besser als sie, und wußte, daß er sie für immer verloren hatte.

Etwa vierzehn Tage nach Louisen's Verschwinden war ein Brief von ihr an Frau Warneck eingelaufen. Sie schrieb der Pflegemutter voll Innigkeit, berührte das Vorgefallene mit keiner Silbe und theilte ihr nur, wie eine Tochter, die das Haus der Mutter mit der Fremde vertauscht hat, ihre gegenwärtige Lage, ihre Pläne und Aussichten mit.

Louise hatte sich nach einer Provinzialhauptstadt begeben, von wo aus kürzlich das Ersuchen an das Warneck'sche Pensionat gelangt war, einer dortigen, angesehenen Familie eine Erzieherin zu empfehlen. Die älteste Tochter dieses Hauses war in der Anstalt erzogen

worden und hatte dieselbe vor etwa einem Jahr verlassen. Sie war Louise von Braun sehr zugethan, und das Erbieten der geliebten Lehrerin, sich den jüngeren Schwestern selbst zu widmen, ward mit aufrichtiger Freude entgegengenommen.

Bis zum nothwendigen Antritt dieser Stellung hatte Louise noch zwei Monate vor sich, die sie unabhängig zuzubringen dachte. Sie lehnte deshalb die Einladung jener Familie, diese Zeit als Gast des Hauses zu verleben, dankend ab, und war, als sie schrieb, eben im Begriff, sich nach einem stillen Gebirgsbade zu begeben, das sie jetzt, zur Herbstzeit, ziemlich einsam finden würde, und das ihr Erfrischung für Geist und Körper bieten sollte.

Die Pflegemutter antwortete augenblicklich und mit einer Wärme, die aus dem tiefsten Herzen kam. „Willst Du mir etwas von meiner Ruhe und Zufriedenheit wiedergeben“, schrieb sie, „so komm zurück in mein Haus, Louise! Ich will nichts davon hören, daß Du unter fremden Menschen in abhängigen Verhältnissen, Dein Leben zubringen sollst. Mag Rudolph handeln, wie er es verantworten kann, Du hast darum, daß Du unsern Namen nicht tragen wirst, nicht aufgehört, meine Tochter zu sein. Laß mich nicht auch diese verlieren, wie ich den Sohn verloren habe! Rudolph hat

zwischen Annie und seiner alten Mutter gewählt! — Nie werde ich dieses Mädchen als eine Tochter unter meinem Dache empfangen. Er verläßt mich und wird wohl in Jahren nicht mehr in seine Vaterstadt kommen. Du hast also keine Begegnung zu fürchten, mein Kind, wenn Du in das Haus und an das Herz Deiner Mutter zurückkehren willst."

Louisen's Antwort war, wie Anna Warneck es im Stillen gefürchtet hatte, eine tief dankbare, aber ablehnende. Ihre Gegenwart im Hause der mütterlichen Freundin würde eine unübersteigliche Schranke für jede spätere Annäherung zwischen Mutter und Sohn aufgebaut haben — dieser Grund, den Louise nicht aussprach, sondern durch Anderes verhüllte, war zu gewichtig, um von einem zartfühlenden Herzen jemals überwunden zu werden.

*

Ein Jahr war vergangen. Wir suchen das junge Mädchen, dessen Lebensbild wir geben, in einer glücklichen Stunde wieder auf. Louisen's Blick ist heiter, ihre Wange sanft geröthet, der ganze Ausdruck ihres Gesichtes spricht von Gesundheit und Seelenfrieden. In dem Wesen dieses Mädchens lag ein hülfreiches Etwas, das sie stets ihr gestörtes Gleichgewicht wieder finden ließ — dies Etwas hieß Geduld. Nicht die

Geduld, die hilflos trägt, was sie nicht ändern kann, nein, jene, die im reinsten Selbstgefühl über den Geschicken der Erde steht, wie die Sonne über Wolken, die, eine ernstere Schwester der Hoffnung, in das Herz einzieht, das diese verlassen hat. Nur sittlich durchgebildeten Menschen gelingt es, sich auch in schmerzlich bewegten, stürmischen Epochen einen lichten Punkt in ihrer Seele zu bewahren, wohin keine nächtliche Gewalt dringen kann. Solchen ist ein Trost, der durch Dritte kommt, selten heilsam, um so heilsamer aber eine Aufgabe, die das Zusammenstreben aller eigenen Seelenkräfte von ihnen fordert.

Mit der Vergangenheit sich abzufinden versuchte Louise gar nicht, doch hing sie weder freiwillig trüben Erinnerungen nach, noch ergab sie sich jener kränklichen Trauer, die das Leben als ein Reich der Trübsal, sich selbst als ein Opfer des Geschickes betrachtet. Unzweifelhaft liegt ein Reiz darin, die von erlebtem Leid ermattete Seele unthätig fortträumen zu lassen und die innere Trägheit dann mit dem Namen Resignation zu schmücken, aber das Leben wird nur dem zum Traum, der dem Rufe zum Erwachen nicht folgen will. Louise erfaßte ihr Dasein mit klarem Blick und festem Willen, und wie dies Jedem geschieht, der den Becher der Schmerzen muthig leert, statt nur zögernd daran zu

nippen, fand auch sie auf dessen Grunde keine Hefe, sondern ein Aroma, das ihr Kraft gab.

Ihre jetzige Umgebung war ansprechend, das Zwillingspaar, dessen Leitung ihr anvertraut war, liebenswerth, sie selbst von der Familie, der sie sich widmete, wie auf Händen getragen. Eben jetzt hielt sie ihren Liebling, ein sechsjähriges Blondköpfchen, auf den Knieen und erzählte ihm ein Märchen. Das Kind hing mit gespanntem Ohr am Munde der Erzählerin, und in den kleinen, beweglichen Zügen spiegelte die Geschichte sich mit so viel Lebendigkeit ab, daß Louise sich mindestens ebenso ergötzt fühlte, als ihre Zuhörerin. Inzwischen stürmte das zweite Schwesterchen herein, und ohne des „bst! bst!“ und des unwilligen Kopfschüttelns zu achten, das sie empfing, rief sie lebhaft: „Fräulein, Sie möchten doch gleich hinüber in's Besuchzimmer kommen, läßt Mama Ihnen sagen, es ist Besuch für Sie gekommen.“

„Für mich!“ sagte Louise verwundert, indem sie das Lockenköpfchen mit einem beschwichtigenden Kuß von ihrem Schooße niedergleiten ließ, um sich in das Empfangszimmer zu begeben.

Als sie eintrat, stand dort eine hohe Männergestalt mit dem Rücken gegen die Thüre.

Louise zuckte heftig zusammen. In demselben

Augenblicke wandte sich der Mann — sie hatte sich nicht getäuscht, Rudolph Warneck stand vor ihr.

Erblassend trat das junge Mädchen ihm entgegen. „Was führt Sie hierher, Herr Warneck?“ sagte sie mit erregtem Tone. „Etwas ist vorgefallen — — Ihre Mutter?“

„Meine Mutter ist wohl“, entgegnete Rudolph mit finsterer Stirne. „Allerdings aber haben Sie recht, ein Unglück vorauszusetzen, wenn Sie mich in Ihrer Gegenwart erblicken. Vor Allem, Louise, erwarten Sie jetzt keine Apologie der Vergangenheit von mir! Ein verzweifelter Mann weiß nichts von dem, was hinter ihm liegt. Ich komme nicht, um mir Ihre Vergebung zu holen, wohl aber, um das Ansinnen an Sie zu stellen, daß Sie mich sofort in mein Haus begleiten. Ein eigenthümliches Verlangen, nicht wahr?“

„Herr Warneck —“ stammelte das Mädchen betroffen.

„Lassen Sie mich zu Ende kommen, Fräulein von Braun“, unterbrach er sie in dem gleichen kurzen, hastigen Ton, mit dem er vorher schon gesprochen hatte. „Zu vielen Worten habe ich nicht Zeit; während wir uns hier unterhalten, lauert in meinem Hause der Tod. Zur Sache. Annie hat mir vor Kurzem einen Knaben geboren. Ein plötzlicher Schreck, den meine Vorsicht ihr

nicht ersparen konnte, hat ein heftiges Fieber veranlaßt, und in Folge dessen ist seit den letzten Tagen ihr Leben in Gefahr und ihre Vernunft zerrüttet. Ob sie je genesen wird, ist mehr als zweifelhaft. Errathen Sie etwa, um welchen Punkt ihr tobendes Gehirn sich dreht? Ihren Namen, Louise, ruft sie Tag und Nacht, ruft ihn in herzzerreißendem Jammerton. Die Aerzte halten es für möglich, daß der Versuch, den Gegenstand ihrer fixen Idee in ihre Nähe zu bringen, Aussicht zu ihrer Beruhigung geben, wenigstens eine Krisis befördern könne. Nun wissen Sie, weshalb ich hier bin — werden Sie mir folgen?“

Louisens tiefe Erschütterung raubte ihr für einen Augenblick die Sprache. Vergebens rang sie nach Worten, der tobende Herzschlag erstickte jeden Laut, ihre Lippen bewegten sich, aber ohne Klang.

Rudolph, der sie mit Seelenangst betrachtete, stürzte plötzlich nieder, umfaßte ihre Kniee und rief mit brechender Stimme: „Sagen Sie nicht nein, Louise, ich will, ich kann Annie nicht verlieren.“

Das Mädchen ward todtenblaß. Also selbst in diesem Augenblicke, wo er Unerhörtes von ihr forderte, dachte er nur an Annie. Die brennende Qual dieses Bewußtseins weckte ihr Selbstgefühl, ihre Fassung kehrte wieder, die Glut, die ihre Wange bei seinem Erscheinen

überflammt hatte, war eisiger Kälte gewichen. Leise machte sie ihre Hand los und sagte ernst: „Wenn Frau von Welling, der meine Zeit gehört, mich frei geben will, so bin ich bereit, mit Ihnen zu gehen."

„Dank!" entgegnete Rudolph. „Lassen Sie es meine Sorge sein, Sie frei zu machen und rüsten Sie sich inzwischen. Der nächste Bahnzug geht in einer Stunde ab. Annie ist in München — ich bin seit gestern Abend unterwegs, erst morgen können wir dort ankommen, das sind zweimal vierundzwanzig Stunden, und wer weiß — wer weiß — —" Ein krampfhafter, schluchzender Laut drang, einem Aufschrei gleich, aus des Mannes gequälter Brust.

Louise verlor keinen Augenblick. Besonnen wie immer packte sie rasch das Nothwendigste. Während sie damit beschäftigt war, suchte Frau von Welling sie selbst auf, um ihr die Zustimmung zur Abreise zu bringen. Obgleich unbekannt mit den tiefer liegenden Motiven derselben, hatte die freundliche Dame die Bitte des flehenden Mannes, dessen Seelenangst nicht zu verkennen war, um so weniger zurückweisen wollen, als sie durch Louise wußte, wie nahe dieselbe seiner Mutter stand und daß sie ihr zu Dank verpflichtet war.

Während der Reise versuchte Louise vergebens, ihren Begleiter aus seinem dumpfen Brüten emporzu-

rütteln. Er selbst schien ihr nahe daran, die Herrschaft über seine Geisteskräfte zu verlieren. Als sie einsehen mußte, wie wenig der junge Mann einem Trostesworte zugänglich war, gab auch sie sich dem tiefen Sinnen hin, das ihre seltsame Lage wohl hervorrufen mußte. Nun war ja der Traum früherer Jahre wahr geworden — an Rudolph's Seite, mit ihm allein fuhr sie durch unbekannte Gegenden, seinem Hause entgegen! Tiefes Weh erfüllte das junge Herz. Sie gelobte sich heilig, das einmal übernommene Amt der Trösterin, der Pflegerin treu zu erfüllen, nicht vorwärts, noch weniger rückwärts zu schauen; aber sie empfand es tief, daß die Aufgabe nicht leicht sei. Wohin war der Friede, dessen sie sich noch vor wenigen Stunden so froh bewußt war? Wo das Asyl geblieben, das ihr Heimat, Freude, Familienglück ersetzt hatte? Wie eine Ahnung regte sich in ihr der Gedanke, daß sie vielleicht nie wieder in dies liebe Haus, zu den freundlichen Menschen zurückkehren würde, die sie eben verlassen. Sie hatte mit dem Gedanken, Rudolph jemals wiederzusehen, ganz abgeschlossen gehabt und nun kreuzte er dennoch wieder ihr Leben und zog sie in das seine mit hinein.

Endlich hatten die bleiernen Stunden dieser Reisezeit sich abgesponnen und das Ziel war erreicht. Ru-

dolph begab sich augenblicklich zu der Kranken. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zu Louisen zurück, um sie abzuholen. Er sprach kein Wort, der Ausdruck seines Gesichtes bewies ihr aber zur Genüge, daß keine Besserung eingetreten sei. Zögernd blieb er vor der niedergelassenen Portiere stehen, die aus dem Nebengemach in das Krankenzimmer führte und sah Louise mit einem unbeschreiblichen Blicke an; dann hob er die Gardine und deutete nach dem Lager hin, das dem Eingang gegenüberstand.

Was auch Louise gegen die Unglückliche auf dem Herzen haben mochte, die dort in rastloser Bewegung sich wand: als sie Annie wiedersah, war es vergessen. War dies die holde, lachende Erscheinung, deren süßes Gesicht einst so rasch die Herzen gewann? Zum Schatten abgemagert, auf den durchsichtigen Wangen brennend rothe Flecke, die blonde Haarwucht in Unordnung, das einst so sanfte Auge in wilder Glut umherschweifend, saß das junge Weib auf ihrem Lager und rief mit einförmigem, markerschütterndem Tone unaufhörlich: „Louise! Louise!“

„So verließ ich sie, so finde ich sie wieder“, sagte Rudolph tonlos, mit fast leerem Blicke. „Versuchen Sie nun Ihr Heil.“

Mit klopfendem Herzen trat das junge Mädchn

an das Bett, beugte sich über Annie und faßte mit einem liebevollen Blick, der in diesem Augenblick warm aus ihrem Herzen kam, die kleine, abgezehrte Hand der Kranken. Annie sah sie achtlos an, ohne den jammervollen Ruf des Namens zu unterbrechen, dessen Trägerin vor ihr stand. Kein Zeichen des Erkennens folgte dem Zusammentreffen, von dem so viel erhofft worden war.

Sobald Louise aber zu sprechen begann, horchte das junge Weib hoch auf und verstummte. Ob sie die Freundin nun erkannt hatte, war ungewiß, offenbar aber beruhigte sie der Klang dieser Stimme. Louise legte sanft den Arm um sie und zog unter sanftem Zureden den Kopf der Kranken auf das Kissen nieder. Vor dem Bette knicend begann Louise nun leise die Melodieen der Mendelssohn'schen zweistimmigen Lieder zu singen, die sie in glücklicheren Zeiten mit Annie zusammen geübt hatte. Die zuckenden Bewegungen der Leidenden wurden immer seltener, der starre Ausdruck der Züge milderte sich und endlich schlief sie ein, auf Louisens Arm ruhend, deren Hand die ihre fest umklammerte.

Nicht Rudolph allein, auch die Aerzte setzten große Hoffnungen auf diese Krisis, denn bisher war es keinem medizinischen Mittel gelungen, den so nothwendigen Schlummer herbeizuführen. Diese Hoffnungen er-

füllten sich, was das Leben der jungen Frau betraf, sonst aber erwiesen sie sich als vergebliche. Der in der Fülle blühender Jugend zerstörte Geist fand sich nicht wieder in sein Geleise zurück, doch hatte sich der tobende Charakter des Irrsinns von diesem Tage an zu stillerem, freilich eben so trostlosem Ausdruck gemildert.

Weilte Louise bei der Kranken oder doch in ihrer Hörweite, so war sie ruhig, zuweilen selbst heiter, sobald aber die Pflegerin sie verließ, ward sie von einer angstvollen Unruhe erfaßt. Zwar rief sie nicht mehr, wie zu Anfang, mit Ungestüm nach ihr, aber sie wanderte ruhelos umher, weinte unablässig und schien von tiefer Bangigkeit erfaßt.

So war es, so blieb es.

Louise hatte, nachdem zwei Monate in dieser Weise verstrichen waren, ihre Entlassung aus der früheren Stellung im Welling'schen Hause erbeten und erhalten, ohne deshalb Rücksprache mit Rudolph zu nehmen. Sie sah, daß sie für jetzt unentbehrlich in seinem Hause war und empfand wohl die Scheu, die den jungen Mann abhielt, sie um dauerndes Verweilen zu bitten. Es war, als fürchtete Rudolph durch ein gesprochenes Wort das magische Band zu zerstören, das ein Wesen, dem er weher gethan, als irgend einem andern unter der Sonne, zum wohlthätigen Genius seines Hauses machte.

Seitdem sind Jahre verrauscht.

Noch heute lebt Louise von Braun unter Rudolph Warneck's Dach, pflegt die Kranke und ersetzt dem heranwachsenden Knaben die Mutter. Auch die Großmutter hat sie ihm gegeben, denn sie vermochte Rudolph, den ersten Schritt einem Herzen entgegen zu thun, das, seit er unglücklich war, von keinem Zürnen mehr wußte und Mutter und Sohn sind längst wieder in Liebe vereint.

Rudolph begegnet Louisen mit hoher Achtung, aber sie weiß, daß sie ihm vor Allem nur die Pflegerin des Weibes ist, das er mit jener Liebe liebt, die selbst das Leben überdauert. Sie weiß, daß auch dann, wenn einst Annie im Grabe ruht, sie selbst ihm nichts Anderes sein wird, als die Erzieherin seines Knaben. Dennoch wird sie von dieser Stelle niemals weichen. Sie hat innerlich eingewilligt, das Amt, das der Himmel in ihre Hände legte, ohne Murren zu tragen.

Das vermag ein Weib.

Das Leben einer Frau.

1861.

Motto:
Es gibt Menschen, welche sterben, wenn sie lieben.
(Altes Lied.)

Eine laue, wohlige Julinacht voller Sterne breitete ihre Dämmerung über eine Gegend aus, die für solche zitternde Beleuchtung erschaffen schien. An der fernen Grenze des Horizonts blitzte zuweilen flüchtiges Wetterleuchten auf, und erhellte mit seinem ungewissen Strahl eine einzeln stehende Mühle, deren Hintergrund, eine röthliche, mit dunkeln Fichten gekrönte Felswand, sich scharf vom hellen Firmament abhob. Ueber den rauschenden Bergstrom, der die Räder der Mühle trieb, wölbte sich eine steinerne Brücke, welche aus dem Felsen zu springen schien, der drüben ihren Stützpunkt ausmachte; wucherndes Gesträuch drang aus den rothen Spalten des Gesteins, und schmückte die Brüstung mit phantastischem Gezweige. Die raschen Wellen des Bergwassers wälzten sich mit Hast dem grünen Thale zu, das sich vor einem Landhause mit eleganter Façade ausbreitete. Vom Strahle des Mondes versilbert,

schimmerte das lichte Gebäude aus der Mitte schöner Gartenanlagen hervor, deren tausend Blüthen sich im leisen Lufthauch neigten und wiegten, und mit den Sternen Grüße zu tauschen schienen.

Als wollte dies einsame Haus der Berauschung, welche über der duftenden Sommernacht lag, einen neuen Reiz hinzufügen, öffnete sich plötzlich die Glasthüre, welche auf den Balcon führte, und eine schlanke Frau trat hastig unter die blühenden Oleanderbäume, die ihn zu einer Laube umschufen. Das Mondlicht fiel auf ihr zartes Gesicht, und enthüllte den Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes, der mit dem Frieden der stillen Landschaft grellen Contrast bildete, während die lichte Gestalt selbst gar harmonisch zu dem ganzen Bilde stimmte. Sie sank achtlos auf einen der Sessel, und barg ihr Gesicht in beide Hände; erst die Thränen, welche langsam durch ihre Finger glitten, weckten durch ihre heiße Berührung die junge Frau aus dem qualvollen Versinken.

„Nein, ich darf nicht weinen", sagte sie leise vor sich hin; „man würde mich fragen, warum?" sie fuhr wiederholt mit der Hand über die brennende Stirn, und wandte sich, indem sie mit gewaltsamer Anstrengung Ruhe erzwang, nach wenigen Augenblicken wieder der Balconthüre zu. Der erste Blick, den sie

auf die Scheiben warf, ließ sie jedoch von Neuem zusammenzucken, und hielt sie gleichsam in Bann.

Und doch war das Bild, welches sich ihren Augen bot, heiter und anlockend. Der geräumige Salon trug das Gepräge jener, scheinbar absichtslosen Eleganz, die dem höchsten Comfort Grazie giebt. Ueberall waltete der Hauch guten Geschmacks, und eine Fülle von Blumen, geschickt vertheilt, milderte den gesellschaftsmäßigen Eindruck der glänzenden Beleuchtung des Gemaches.

Neben einem geöffneten Fenster, an dem sich mächtiger Epheu herniederdrängte, wie ein Vorhang, stand ein Spieltisch, von dessen Inhabern drei, wie es schien, mehr damit beschäftigt waren, zu plaudern, als den Karten in ihrer Hand gerecht zu werden. Besonders war ein wohlconservirter Fünfziger in eifriger Verhandlung mit der, ihm gegenüber sitzenden Dame, deren lebendiges Gesicht einen angenehmen Ausdruck von Heiterkeit trug; die zweite Spielerin warf mitunter ein Wort zwischen dies Gespräch, während der Vierte der Partei, ein langer magerer Herr, mit starkem Ausdruck des Mißvergnügens seine Brille auf der spitzen Nase zurecht rückte, und mit steigender Ungeduld auf die müßig ruhenden Karten blickte.

In der Mitte des Zimmers stand ein Flügel,

dessen volle Töne schon seit einiger Zeit unter der Hand eines jungen Mädchens erklangen. Jetzt wanderten die rosigen Finger zerstreut auf den Tasten umher, und griffen nur ab und zu einen Accord, während sie ihr hübsches Gesichtchen einem hochgewachsenen Manne in Uniform zuwandte, der sich auf den Flügel lehnte, und lebhaft zu ihr sprach. Seine ausdrucksvollen Züge hätten vollendet schön genannt werden dürfen, wäre ihr edler Schnitt nicht durch einen scharfen Zug von Ironie beeinträchtigt worden, der dann und wann hervortrat, und den feinen Linien plötzliche Härte aufprägte. Obgleich er eifrig zu sprechen schien, hafteten doch seine feurigen Augen nur mit einer Art von Zerstreuung auf seiner Zuhörerin, und irrten dann und wann von ihr ab; einer dieser suchenden Blicke traf die junge Frau, die noch immer regungslos draußen stand, und den Knopf der Glasthüre maschinenmäßig festhielt. Ein schwaches Roth überflog sein Gesicht, seine Lippen zuckten, und er verlor für einen Moment den Faden des Gesprächs.

Sie öffnete die Thür, und trat in das Zimmer, ein Lächeln auf den Lippen, das aussah wie eine Thräne im Auge. Freundlich näherte sie sich dem Spieltische.

„Nun, liebe Emilie", rief ihr der stattliche Herr

zu, indem er ihr die Hand bot, „bringst Du uns Neuigkeiten von Elfen und Feenkindern, die Du im Mondlicht hast tanzen sehen?“

„Sind Sie wirklich so begünstigt worden, gnädige Frau?“ sprach der Offizier, indem er sich näherte. „Fast möchte man es glauben! Ich habe einmal ein Märchen gehört von seltsamen Gaben, welche die Elfen austheilen. Doch sagt man, daß sie das Herz dafür in Tausch nehmen, und denen, die ihnen gelauscht haben, nichts übrig lassen, als ihre Zauberlehren.“

„Als ich ein Kind war, wurden mir auch Elfengeschichten erzählt“, sagte Emilie träumerisch. „In jeder Blumenknospe soll ein Elfchen wohnen, das webt den Blüthenkelch aus seinen seidigen Haaren, von seinen Wangen giebt es ihm die Farbe, von seinen Augen Glanz und Schmelz, und wenn es so die Blume aus sich herausgebaut hat, dann weht es ihr mit seinem Athem süßen Duft zu. Wenn aber die Blüthe welkt, dann ist es die Elfe, welche das Köpfchen senkt. Ich konnte dies Märchen nie vergessen; so oft ich eine Blume breche, sehe ich das kleine Feenkind darin ersterben.“

„Ah, meine gnädige Frau, Sie schwärmen!“ rief Herr von Welly mit einem seltsamen Lächeln. „Wer ließe sich träumen, daß Sie dem Zauberspuck Ihrer

Lieblinge so ganz entgangen sind, und noch genug von Ihrem Herzen übrig behalten haben, um die Leiden der Blumen mitzufühlen!“ Der höhnische Zug glitt bei diesen Worten über sein Gesicht, und sein dunkelblaues Auge traf Emilie mit flammendem Blick. Sie erblaßte, und trat schweigend an eines der Fenster.

Welly folgte der jungen Frau. Ohne ihre Stellung zu verändern, empfand sie seine Nähe; sie bebte an allen Gliedern, und während sein Blick stumm und heiß auf ihrem Gesicht ruhte, hob eine magnetische Gewalt ihre Augen zu den seinigen empor. Flehende Bitte um Schweigen lag in diesen großen, bescheidenen Augen, aber Welly wollte sie nicht verstehen.

„Emilie“, sagte er in gedämpftem Ton, „wollen Sie mich zum Wahnsinn treiben?“

Sie blieb stumm, während ihr Blick mit verlorenem Ausdruck auf ihn geheftet war.

„Nun, kaltes Herz“, sprach er voll Bitterkeit; „wiederholen Sie Ihre Worte, heißen Sie mich gehen, Sie niemals wiedersehen — diesmal werde ich Ihnen gehorchen.“

„Nein“, sagte die junge Frau tonlos, während ihre Lippen sich entfärbten, „nein, denn ich kann und will Sie nicht verlieren!“

Mit einer stürmischen Bewegung voll Glück und Triumph zog er ihre Hand an seine Lippen; in diesem Augenblick ließ sie das Fensterbrett los, und sank besinnungslos zur Erde.

Als älteste Tochter einer vornehmen, aber mittellosen Familie, war Emilie in ihrem siebzehnten Jahre, zwar ohne Zwang, doch nicht ohne Widerstreben die Frau eines ältlichen Mannes geworden. Einfach erzogen, und von ernster Gemüthsrichtung, war ihre Phantasie noch nicht mit selbstgeschaffenen Träumen erfüllt, wie dies bei vielen jungen Mädchen der Fall, und es ward ihr nicht schwer, dem Freunde ihres Vaters herzliches Zutrauen, selbst Neigung entgegenzubringen; dennoch fühlte sie, als sie Werner ihr Jawort gab, daß sie damit Vielem entsagte, und die Stimmung, worin sie ihr elterliches Haus verließ, war keine freudige. Bald jedoch sollte sie ihr neues Leben

lieb gewinnen. Die große Aufmerksamkeit ihres Mannes verschönerte ihre Tage in jeder Weise, das Bewußtsein, ihm sein Haus zum angenehmsten Aufenthalt zu machen, that ihr wohl, sein gebildeter Geist entwickelte den ihren, und sein unbeschränktes Vertrauen gab ihr Zuversicht zum Leben überhaupt. Nur vermißte sie zuweilen mit einem Gefühl von Entbehrung seinen Antheil für manche Dinge, die zu ihrer innersten Existenz gehörten — vermißte eben, ohne sich darüber klar zu sein, die Jugend mit ihrem raschen Empfinden, ihrem süßen Uebertreiben. Klar, wie ein Thautropfen, lag ihr ganzes Sein und Wesen immer vor den Augen ihres Gatten, der in ihr den Schmuck seines Lebens sah, ohne jemals ihr und der Welt gegenüber aus der ruhigen Haltung zu kommen, die dem älteren Manne an der Seite einer jungen und schönen Frau so wohl ansteht.

Auf diese Weise waren sechs Jahre vergangen, als unerwartete Stürme eine so harmonische Existenz erschüttern sollten. Emilie lernte Herrn von Welly kennen, und von dieser Zeit an, wich der Friede aus ihrer Seele. Eduard Welly war einer jener Männer, denen oft zu begegnen, eine Gefahr für jede Frau ist, deren Herz nicht Liebe zum Wächter hat. Ohne Rang und Vermögen, hatte er sich, einzig durch seine in-

teressante Persönlichkeit und unübertrefflich guten Manieren eine vielbeneidete Stellung in der geselligen Welt erworben. Verwöhnt, gesucht, umhuldigt wie eine schöne Frau, gehörte sein scharfer Verstand dazu, ihn vor der Klippe lächerlichen Uebermuthes zu bewahren. Obgleich der Strudel äußerlichen Lebens seine Tage ausfüllte, war er durch dasselbe keineswegs befriedigt. Eine glühende, wandernde Phantasie, ein schwärmerischer Enthusiasmus, den er vor aller Augen verbarg, in seinem Innersten aber als sein Paradies hegte und pflegte, fanden nirgend genügenden Stoff. Trotz mancher galanter Verbindungen war sein Herz nie ausgefüllt worden, und er wußte, daß dort Schätze lagen, die kein Ungeweihter zu heben fähig war.

Emilie weckte diese schlummernden Mächte in ihrer ganzen Kraft und Gluth. Sobald er sie sah, liebte er sie. Die klare Lauterkeit, welche ihr Wesen erfüllte, die stille, anmuthige Heiterkeit, die einen Hauptzug ihrer Erscheinung ausmachte, gaben ihm ein süßes Gefühl von Befriedigung, so oft er in ihrer Nähe war. Zu Anfang ruhte er in dieser wonnigen Empfindung aus, wie ein Kind am Busen der Mutter, und forderte vom Leben, von Emilie selbst nichts weiter, als häufig um sie zu sein. Bald wurde aber dies friedliche Wünschen von einer Leidenschaft verdrängt, die durch

keine Schranke gehemmt ward, selbst nicht durch das Bewußtsein, der Geliebten Glück für immer zu untergraben.

Emilie hatte sich dem Zauber der Unterhaltung Welly's mit sorglosem Vergnügen hingegeben, während der junge Mann sich ihr nur mit achtungsvoller Auszeichnung genähert; in den ersten Monaten ihres Verkehrs konnte weder Blick noch Wort, man dürfte sagen, kein Gedanke seines Herzens ihr Bangigkeit einflößen. Dennoch empfand und übte sie ihm gegenüber eine instinktartige Zurückhaltung, die einer weniger arglosen Natur wohl eine Ahnung von Gefahr hätte geben können. Ihre Gedanken waren aber so entfernt von jedem Unrecht; die letzten Jahre, während welcher mancher Versuch gemacht worden war, ihre Neigung auf Irrwege zu locken, hatten ihr solche Sicherheit gegeben, daß sie voll Zuversicht auf ihr eigenes Empfinden geworden war. Ach, sie wußte nicht, daß des Menschen Herz jenem alten Märchen gleicht, wo eine Prinzessin den tausendjährigen Schlaf schlafen muß, bis der Ritter mit der Springwurzel kommt, die Pforte zu sprengen und sie zu erlösen. Viele kommen gezogen mit dem Glauben zu siegen, und finden sich getäuscht; endlich aber erscheint der Rechte, welcher den Zauber besitzt, vor dem die Riegel sich öffnen,

und des Schlosses Schätze, der Prinzessin Hand wird ihm zu Theil. Dies goldene Schloß, was ist es anders als das Herz mit seinen reichen Schätzen, und die Prinzessin drinnen ist die Liebe! Mancher kann an die verschlossene Pforte klopfen, fehlt ihm der Zauberspruch, der sie öffnet, dann zieht er unbefriedigt heim. Wenn aber der rechte Ritter kommt, wenn seine Stimme ruft: Wach' auf, um mir zu gehören! dann vermögen die alten süßen Wiegenlieder von Ruhe und Glück die Erwachte nie wieder einzuschläfern.

Als Welly das erste Wort der Leidenschaft aussprach, taumelte Emilie zurück, wie vor einem plötzlich gähnenden Abgrunde. Ach, Alles was in ihr schlief, war vor dem Klange dieser Stimme schon längst erwacht, ohne daß sie es wußte! und als er ihr sagte, daß er sie liebte, fühlte sie an dem brennenden Entzücken, das sie erfaßte, welche Riesenschritte sie schon auf dem Wege der Schuld zurückgelegt hatte. Noch fand sie Kraft in sich, ihm nicht zu zeigen, was in ihr vorging. Mit zitternden Lippen und fliegender Farbe, aber mit festen Worten hieß sie ihn gehen, und es nie wagen, ihr solche Worte zu wiederholen.

Er wagte es aber doch. So muthig sie sich zu beherrschen strebte, war ihm ihre Erregung nicht entgangen. All ihre erzwungene Heiterkeit konnte die

Blässe ihrer Wangen, die Müdigkeit ihrer Augen nicht verbergen, als sie ihm wieder begegnete. Er fühlte, er wußte, daß er geliebt ward.

Der Anblick dieser zarten Blume, die eben noch so hold geblüht, und Jedermann mit den Düften ihres süßen Wesens erfreut hatte, und die nun halb gebrochen erschien, hätte ein großmüthiges Herz zur Entsagung stimmen müssen. Eduard Welly trug aber in sich ein Gegengewicht für all seine glänzende Liebenswürdigkeit, das um so furchtbarer war, als es nie unverschleiert an den Tag trat, er war durch und durch Egoist. Kein schonender Gedanke hielt ihn zurück, dies widerstrebende Herz mit allen Waffen der Leidenschaft zu bekämpfen; in dem Uebermuth seiner Liebe glaubte er Emilie für Alles, was sie um ihn leiden würde, reich entschädigen zu können. Er war daran gewöhnt, die Frauen, denen er huldigte, sich unter seinen Willen schmiegen zu sehen, und so hoch er Emilie auch stellte, zweifelte er doch keinen Augenblick daran, daß sie ihm gehören würde.

Die junge Frau rang indessen mit unstillbarer Angst. Zum ersten Male enthüllten sich ihr die schweren Geheimnisse des Lebens, die Abgründe des eigenen Innern. Sie faßte nach allen Stützen, die ihr bisher Gleichgewicht gegeben hatten, fand aber jetzt nichts

von alledem, was bisher das Leben selbst für sie gewesen war. Fast alle Jugend bereitet die Liebe durch stille Träume in sich vor; die Gestalt, welche diese knospende Empfindung aufblühen läßt, ist nur die bestimmtere Form des heimlich gehegten Bildes, der ersehnte Messias, der die übervolle Seele zu erlösen kommt. Emilie war aber so jung, mit so unberührtem Gemüth in die Ehe getreten, daß ihr die erste Einsicht in die Geschichte der Herzen nur durch Andere, und erst zu einer Zeit kam, wo ihr hochsinniger Geist sich der angewiesenen Lebensrichtung bereits freiwillig angeschlossen hatte. So mußte denn auch die Leidenschaft, als sie plötzlich und ungerufen kam, ihre Seele aus den Fugen reißen, und sie in eine neue, furchtbare Welt schleudern. Sie fühlte mit schneidender Klarheit, daß die verhängnißvolle Stunde, die allen tieferen Menschen unerbittlich schlägt, für sie gekommen war, daß es jetzt hieß: Stehen oder Fallen — ohne Widerruf. Eine qualvolle Angst ergriff sie. Sie *wollte* nicht unterliegen, wollte dem Bewußtsein des Rechtes und der Pflicht nicht entsagen! um jeden Preis wollte sie sich selbst treu bleiben, aber mit Grauen begriff sie nach einiger Zeit, daß ihre Kraft schwächer war, als ihr Wille. Ihr noch wenig geprüfter Muth erschöpfte sich in dem Bemühen, Welly

eine Kälte zu zeigen, die sie weder vor seinen Bestürmungen, noch vor ihren eigenen Gedanken zu retten vermochte.

Als sie anfing, an sich selbst zu zweifeln, suchte sie ihr Heil in der Flucht. Sie beredete ihren Mann, mit ihr der Einladung einer Bekannten zu folgen, welche während der Sommermonate stets einen gastlichen Kreis bei sich auf ihrem Landsitze sah.

Kaum hatte sie angefangen, den wohlthätigen Einfluß dieses Entschlusses zu empfinden, und sich zu ruhigerem Verkehr mit ihren Gedanken fähig zu fühlen, als Welly gleichfalls in dies Asyl eindrang. Sein Erscheinen gab ihr mehr ernsten Muth, mehr Willenskraft, als alle eigenen Anstrengungen vermocht hatten. Ihr Zartgefühl war tief empört, und der Stolz eines unverdorbenen Herzens regte alle ihre Kraft zum Kampfe gegen eine Verfolgung auf, die sie tiefer zu stellen schien, als sie selbst im bittersten Bewußtsein ihrer Schwäche es je gethan. Sie empfing ihn mit eisiger Kälte, und das verletzte Gefühl war kräftig genug, um den Gedanken an eine zweite Flucht nicht aufkommen zu lassen. Er sollte nicht denken, daß sie ihn fürchte!

Das unerfahrene Herz der jungen Frau traute sich aber größere Festigkeit zu, als es besaß. Der Ein-

fluß von Eduard's Nähe übte langsam, aber stärker denn je, seinen verhängnißvollen Zauber, und Emilie widerstand demselben zuletzt nicht mehr. Zwar entzog sie sich allem Alleinsein mit ihm, wodurch ihr gelang, einer weiteren Erklärung auszuweichen, aber sie fühlte sich todtmüde, ihre Kraft gebrochen, ihren Muth dahin. Ihr ergebenes, freundschaftliches Gefühl für ihren Mann verwandelte sich in Todesangst vor jedem leisen Zeichen seiner Zärtlichkeit. Unter der grausamen Aufgabe, ihre fiebernde Aufregung unter Lächeln verbergen zu müssen, alle diese Thränen, welche ihr das Herz schwellten, nicht weinen zu dürfen, brach ihre Gesundheit. Ihre Wangen wurden immer bleicher, ihre langen Nächte ohne Schlaf waren erfüllt von trostlosen Gedanken. Sie konnte das Bewußtsein nicht ertragen, daß ihr bisher so klares Leben jetzt nur eine Lüge war. Und dennoch sollten die Thränen, die sie in jenen Nächten weinte, nicht die bittersten ihres Lebens sein!

Als Welly Monate vorübergehen sah, ohne, trotz seiner Ueberzeugung, von Emilie geliebt zu sein, ihr auch nur um einen Schritt näher zu kommen, als er sah, wie diese Frau, deren inniges Wesen er richtig beurtheilte, dennoch den Muth fand, ihm mit abweisender Kälte entgegen zu treten, erwachte in ihm jener

unbändige Stolz, die nachsichtslose Eitelkeit, die mitunter jede edlere Regung in ihm überwucherte. Er veränderte seine bisherige Haltung ganz; kein Wort, kein Blick sagte ihr mehr, wie sonst, daß sie alle seine Gedanken ausfüllte; ruhige, gelassene Höflichkeit schien an die Stelle der bisherigen Leidenschaft getreten zu sein.

Dies brach ihren Widerstand. Mag solches Benehmen ein noch so abgenutzter Kunstgriff sein, auf ein unerfahrenes Herz wird er selten seine Wirkung verfehlen. Erst jetzt ward Emilie sich bewußt, welches nie eingestandene Glück die Gewißheit seiner Liebe ihr trotz Allem gegeben hatte. Die Qual, welche sie bei dieser Veränderung empfand, stieg von Tag zu Tag mit einer Gewalt, die sie jeder Fassung beraubte. Bald war sie dahin gekommen, daß ihr alles erträglicher schien, als noch länger diese klangvolle Stimme Andern zugewendet zu hören, diese leuchtenden Augen an ihr vorüberstreifen, und auf dem Antlitz anderer Frauen haften zu sehen. In der Verzweiflung solcher Momente hätte sie ihr Leben darum gegeben, sich ein Glück zurückzuerkaufen, daß ihr, so lange sie es besaß, doch nur Thränen gebracht hatte. In einem solchen Moment war es auch, wo Welly einmal wieder die Maske fallen ließ, und ihrem wunden Herzen das

Geständniß ihrer Liebe entriß — ein Geständniß, das sich ihren Lippen entrang, wie der letzte Seufzer einem Sterbenden.

Die junge Frau verlebte eine schwere Nacht. Tausend Schrecknisse zeigten sich ihr, wenn sie vorwärts blickte. Jetzt, wo die Macht des Augenblicks ihren ernsten Willen besiegt hatte, verließ sie das Vertrauen auf sich selbst so gänzlich, daß sie sich verloren gab. Aber diese Muthlosigkeit blieb nicht lange Herr über sie. Noch einmal fragte sie sich, ob Rettung möglich sei. Sie dachte daran, ihrem Mann offen den Zustand ihres Herzens zu bekennen, und ihn anzuflehen, sie weit, weit wegzuführen. Während sie jedoch diesen Vorsatz muthig in das Auge zu fassen suchte, erfaßte sie solches Grauen vor der Zukunft, daß sie verzagte. Sie fürchtete sich vor ihrem Manne, sie fürchtete sich vor sich selbst. Seit gestern begriff sie die Möglichkeit nicht mehr, sich von Welly zu lösen. Der Fluch, welcher jede verbotene Leidenschaft begleitet, erfaßte auch sie, ihre Begriffe von Recht und Unrecht verwirrten sich. Sie fragte sich schon, ob es auch wirklich ihre Pflicht sei, an der Seite ihres Gatten fortzuleben, während sie einen Andern so glühend liebte. Werner's arglose Freundlichkeit noch länger hinzunehmen, erschien ihr nicht nur Treubruch und Verrätherei, ach! er war

in diesem Augenblick für sie nichts mehr, als ein Verbot, das zwischen ihr und dem Glücke stand. Wie konnte sie an seiner Seite bleiben, während jeder Gedanke ihres Herzens ein Diebstahl an seinen Rechten war? Wie sollte sie hoffen, ihn noch glücklich zu machen, wenn er einmal wußte, daß sie keinen Gedanken mehr hatte, der für ihn war?

Nein, diese Zukunft schien ihr unmöglich! Die Sophistik ihrer Leidenschaft nannte sie sogar verbrecherisch. Noch keine Erfahrung hatte sie gelehrt, daß die Qual, die in ihrer vollen Kraft ewig und unerschöpflich scheint, nichts Anderes ist als eine hohe Woge des Lebens, daß selbst die Liebe vergänglich ist in all den Beziehungen, die sie zur Leidenschaft ausprägen. Aber diese furchtbaren Zweifel, diese tiefen Irrthümer waren dennoch nicht fähig, ihre Reinheit zu vergiften. Auch nicht einen Augenblick kam ihr der Gedanke, ihren Mann zu hintergehen. Doch — es gab einen Ausweg, und ihre vom Sturm umhergeworfene Seele klammerte sich mit der letzten Kraft an demselben fest. Wenn es ihr gelänge, sich Freiheit zu erringen! Wenn sie mit dem Opfer der glänzenden Aeußerlichkeiten ihres Lebens sich das Recht erkaufen könnte, wenigstens ihre Gedanken, wenn auch nicht ihre Handlungen von der schweren Pflicht zu lösen — wenn sie ihren

Mann dazu bestimmen könnte, in eine Scheidung zu willigen!

Freiheit! Lichter Gedanke voll Hoffnungen, die sie sich nicht einzugestehen wagte, die aber doch in ihrer Seele aufdämmerten! Und wenn es auch keine andere Zukunft gab als die, ungestört weinen zu dürfen, so schien ihr dies schon ein Paradies gegen die Aufgabe, ein ganzes Leben hindurch ihre Liebe zu bekämpfen und die Wahrheit zu verläugnen.

Als dieser Gedanke Besitz von ihr genommen hatte, ward sie ruhiger. Es schien ihr, als dürfe sie nun ihr Herz freisprechen, als habe sie den Weg gefunden, der sie wieder mit sich selbst versöhnen konnte. Ein Weg voll Dornen und Abgründen!

Als sie am nächsteu Morgen in den gewohnten Kreis eintrat, schwindelte ihr. Alles schien verändert, alles von geheimnißvoller Unruhe und Unstätigkeit befangen. Sie selbst war so anders geworden seit gestern, freiwillig hatten ihre Gedanken ihre ganze Lebensrichtung umgestürzt, und es war nicht der Alp einer dunklen Stunde gewesen, nein, noch jetzt im Lichte des Tages, im Angesichte der Menschen hielt ihr Wille dies Alles fest. Als sie Welly erblickte, drohte jede Selbstbeherrschung sie zu verlassen. Er sah, wie sie kämpfte, und zog sich gleich nach der

Mahlzeit in sein Zimmer zurück. Seine Abwesenheit hob aber nur einen kleinen Theil des Gewichtes, das auf Emiliens Brust lag. Noch war ihr Mann da, dessen unbefangenste Worte sie zittern machten, dessen Blick sie nicht zu ertragen vermochte; noch waren alle die Andern da, die sie fürchtete wie argwöhnische Feinde. Um sich Einsamkeit zu sichern, äußerte sie die Absicht, ihre Mappe mit einem der schönen Punkte der nächsten Umgegend zu bereichern, und ungestört, wie man wußte, daß sie es bei solchem Anlaß liebte, schlug sie den Weg nach der Mühle ein.

Welly sah von seinem Fenster aus Emiliens leichte Gestalt über die steinerne Brücke gleiten, und dann den abschüssigen Fußweg einschlagen, der von der Mühle in eine enge Thalschlucht hinabführte. Von abenteuerlichen Gruppirungen des Sandsteinfelsens eingefaßt, mit einem Teppich von würzigem Grün überzogen, erschien diese Stätte so heimlich und entfernt von allem Weltgeräusche, daß man dort die Nähe menschlicher Wohnungen kaum vermuthet hätte. Mit raschem Entschluß griff Welly nach seinem Hut und verließ das Haus. Durch häufige Streifereien genau mit der Gegend bekannt, gelang es ihm leicht, einen Spaziergang, den er vom Schlößchen aus in entgegengesetzter Richtung einschlug, durch Umwege nach der

Mühle zu wenden, und bald hatte er Emiliens Asyl erreicht.

Als er sie zuerst erblickte, bannten mächtige Empfindungen seinen Fuß für einen Augenblick, und mit klopfendem Herzen wurzelte sein Auge an ihr fest.

Die junge Frau kniete mehr als sie saß, auf einer leichten, von Moos überkleideten Erhöhung des Bodens. Dicht vor ihr öffnete sich in einem natürlichen, durch zwei ineinander zweigende Bäume gebildeten Rahmen ein herrliches Panorama der fernen Ebene mit farbenreichen Bildern. Obgleich aber die aufgeschlagene Mappe vor Emilie lag, und der Griffel in ihrer Hand ruhte, war doch ihr Auge dem reichen Bilde nicht zugewendet, welches sich so lachend vor ihr ausbreitete; es haftete auf dem Moos zu ihren Füßen, die dunkeln Wimpern schatteten auf die durchsichtig blasse Wange nieder. Sie sah lieblicher aus als je. Ihr lichtblaues Kleid fiel in weichen Falten um die graziösen Formen und hob die Zartheit ihres Teints, ihrer feinen Hände. Der Strohhut lag neben ihr im Grase, frei fiel das lockige Haar in dunklen Wellen auf den schlanken Hals, und ließ die Farblosigkeit der schönen Züge gleichsam ätherisch hervortreten.

Das Bewußtsein, dies reizende Wesen sein nen=

nen zu dürfen, überfluthete Welly's Herz einen Moment mit stürmischem Triumph. Rasch eilte er vorwärts. Der Klang seiner Schritte weckte Emilie aus ihrer Versunkenheit, sie wandte den Kopf und Purpur überzog sie von den Schläfen bis zum Busen. Ihre erste Bewegung war, aufzuspringen, und, wie zur Flucht, raffte sie Hut und Mappe vom Bo.en zusammen; im nächsten Augenblick blieb sie aber unbeweglich stehen, und erwartete Welly, während die Gluth auf ihren Wangen erlosch. Er trat lebhaft näher, faßte ihre beiden Hände in die seinigen und sagte in erregtem Ton:

„Nun, Emilie, jetzt dürfen Sie mich nicht mehr fliehen! Ich suche Sie mit einem Vertrauen auf, das Sie nicht täuschen werden. Das Glück, welches Sie mir gestern gewährt, bedarf keiner Bestätigung mehr. Sie können nicht widerrufen! Sprich es nochmals aus, Du mein Alles!" rief er glühend, indem er sie an seine Brust zog, „daß Du mein bist, daß Dein Leben mir gehört, wie diese Stunde!"

Emilie barg schweigend den Kopf an seiner Schulter, doch nur für einen Augenblick. Dann löste sie sich sanft aus seinem Arm und sagte, indem sie ihn ansah, mit fester Stimme: „Nein, ich widerrufe nicht! Ich habe mit Allem abgeschlossen, was mir bis jetzt

theuer gewesen, habe jeden Besitz meines Lebens von mir abgestreift, weil Ihre Liebe mir höher steht als Alles, deshalb giebt es für mich nun aber auch nichts mehr auf Erden als diese Liebe! Nicht wahr, Eduard, Sie verstehen mich?“ fuhr sie bebend fort, indem sie ihre Hand leicht auf seinen Arm legte, „nicht wahr, Sie begreifen, daß ich ihn verlassen, daß ich frei werden muß? Wenn auch fortan das Leben uns ebenso trennen müßte wie zuvor, so kann ich doch einzig und ungetheilt Ihnen angehören, jeder Gedanke für Sie, jede Thräne für Sie, nichts, nicht einmal meine Gegenwart für einen Andern!“

„Von solcher Liebe hatte ich geträumt!“ rief Welly lodernd. „Solcher Liebe ohne Schranken, wie sie noch nie ein Weib geliebt, noch nie ein Mann empfangen, habe ich Alles aufgehoben, was in mir flammt und glüht seit je! Du giebst mir ohne Schwanken Dein ganzes Leben, nimm dafür Alles, Alles was ich habe, kann und bin! Ich folge Dir bis in den Tod, dies glühende Herz begehrt kein anderes Heil, als sich an Dich zu verschwenden, und müßte es um Dich verderben, so sei es! Warum aber zagen? Du wirst mein sein, denn Du willst es, und nun ich Dich sehe, wie meine Gedanken Dich träumten, zart und stark zugleich, weiß ich, daß nichts uns tren-

nen kann. Du wirst um meinetwillen einen schweren Weg gehen — sie werden Dich hart bedrängen, Dein Wollen zu erdrücken versuchen, aber was auch kommen mag, Du wirst es tragen, denn nun weißt Du, daß Du mein bist! Könntest Du nach dieser Stunde wieder von mir lassen, so wäre die Grenze zwischen Liebe und Wahnsinn erreicht! Du kannst es nicht! — Sage mir noch einmal, daß kein Blutstropfen mehr in Dir eines Andern ist, daß Du Dich mit unsterblichem Glauben meiner Liebe und Treue hingiebst!"

„Glaubte ich nicht an Deine Liebe und Treue wie an mein Dasein, so wäre ich verloren", sagte Emilie, in seinen Armen bebend. „Die Erinnerung an diese Stunde soll bei mir sein, wenn ich ihm sage — laß mich jetzt, ich flehe Dich an! Sobald ich gesprochen habe, sehen wir uns wieder, heute drängt sich noch ein Verbot zwischen Dich und mich, erbarme Dich meiner Scham und Scheu, laß mich Deine Stimme, die mich Alles vergessen macht, erst dann wieder hören, wenn ich mir Freiheit gewonnen. Leb wohl! Auf Wiedersehen!"

Ehe er sich besann, war sie ihm entglitten, und flog den schmalen Pfad aufwärts. Welly machte keinen Versuch, sie zu halten, ihr zu folgen. Er warf sich in das Moos, worauf er sie vorhin ruhen ge=

sehen, und barg sein glühendes Gesicht im feuchten Grün.

Der Abend brach herein. Emilie hatte sich, als sie zurückgekehrt war, in ihr Zimmer eingeschlossen, und wartete nun der Stunde, die über ihr Geschick entscheiden sollte. Sie ertrug den Gedanken, ihrem Manne nach dem eben Erlebten unter die Augen zu treten, nur durch den Entschluß, noch heute zu sprechen. Die Minuten lasteten auf ihr wie Blei. Jeden nächsten Augenblick war Werner von einem Ritte zurückzuerwarten, den er mit einigen Herren unternommen. Emilie brütete in dem einen Moment stumpf über das, was kommen sollte, um im nächsten ruhelos aufzufahren, und hinaus zu horchen. Mit jeder Sekunde stieg ihre Todesangst, ihr Muth schwand dahin. Sie versuchte Trost und Kraft im Gebete zu suchen, wenn sie aber an ihren Mann dachte, diesen edlen, liebevollen Menschen, der sie stets auf Händen getragen hatte und dem sie zum Entgelt dafür unheilbaren Schmerz zuzufügen im Begriff stand, so wagte sie nicht mehr zu beten. Gott war fern von ihr in dieser verhängnißvollen Stunde, denn sie fürchtete sich, ihn zu finden. Furchtbare Zweifel bemächtigten sich in diesem Augenblicke der Entscheidung ihrer Seele — die trügerischen

Wahnbilder der Leidenschaft schwanden vor der siegenden Macht des Rechtes und der Wahrheit! Sie sagte sich nicht länger, daß ihr Entschluß berechtigt wäre, laut rief es in ihr, daß nichts auf Erden sie von der Verantwortung für die Schmerzen frei sprechen könnte, die sie auf den Mann laden wollte, dessen Namen sie trug, der ihr nie Ursache zur leisesten Klage gegeben, dem sie Treue bis zum Tode gelobt hatte. Aber ihr Loos war geworfen — sie widerrief nicht mehr.

Seit sie mit Einstimmung ihres Willens, mit glühendem Durste Welly's Liebesworte angehört hatte, war ihr Gefühl für ihn zu einer Gewalt angewachsen, die kein Hinderniß mehr gelten ließ. Der Gedanke, ihm nicht Wort zu halten, erschien ihr so unmöglich, daß jeder Laut des Gewissens dadurch übertäubt wurde. Wie mit Flammenschrift loderten die glühenden Worte, womit er sie sein genannt in ihrem Hirn, ihrem Herzen, und rissen sie aus aller Qual der Gegenwart in leidenschaftliche Träumereien zurück, aus denen sie der Eintritt ihres Gatten jäh emporschreckte.

Sie fuhr heftig empor und schwankte im nächsten Augenblick mit fahlem Gesicht auf ihren Sitz zurück. Werner eilte besorgt zu ihr hin, und fragte mit unruhigem Auge: „Was ist Dir, Emilie? Liebes Kind? Du hast mich immer beschwichtigen wollen, wenn ich

Dir meine Sorge zeigte, aber das kann nicht länger so fortgehen — Du bist krank oder ein Kummer drückt Dich schwer. Warum dies hartnäckige Verschweigen? Du weißt doch, daß ich keinen höheren Wunsch kenne, als Dich froh und zufrieden zu sehen! Warum verbirgst Du mir, was Dich quält?"

„Nein, ich kann und darf nicht länger schweigen", stammelte sie, indem sie ihr in Thränen gebadetes Gesicht zu ihm erhob. „Aber wie, mit welchen Worten soll ich Dir sagen, was in mir vorgeht?" sie glitt an ihm nieder und preßte beide Hände gegen die Brust. „Habe Erbarmen, komm mir zu Hülfe, errathe meine Verzweiflung, meine Schuld! — Ja, meine Schuld, denn ich habe Dir die Treue gebrochen, mein Herz und mein Schwur gehören einem Andern!"

Unfähig weiter zu sprechen, barg Emilie ihr zuckendes Gesicht an seinen Knieen. Werner hob sie schweigend auf und stützte sie mit seinem Arme. Heiße Tropfen fielen aus seinem Auge auf ihren Scheitel. Endlich sagte er tonlos: „Wer?"

„Eduard Welly."

Er ließ den Arm herabgleiten und sah sie prüfend an. Im nächsten Augenblick fand sie sich an seine Brust gezogen. „Armes Kind", sagte er schmerzlich, „so habe ich Dich doch nicht schützen können! Dein

Vertrauen spricht Dich aber heilig, es beweist mir, daß Du Muth hast und den heißen Kampf bestehen wirst. Die Hülfe, die Du bei mir gesucht, soll Dir werden! Du sollst nicht vergehen an heimlichem Weh, ich führe Dich weit hinweg, und will Dich mit Vaterzärtlichkeit behüten. Du wirst leiden, aber nicht allein, und nicht ohne Trost!"

„Nein", unterbrach ihn Emilie, „nein, nicht diese Zukunft für mich, für uns Beide. Hast Du nicht gehört, nicht verstanden, daß ihm nicht allein mein Herz gehört, sondern auch mein Gelöbniß? Du bist gut gegen mich wie ein Engel Gottes, darum verdamme mich nicht, wenn ich Unerhörtes von Dir fordere — gieb mich frei! Ich kann Dir nichts mehr sein, kann Deine unerschütterliche Treue nur mit Kummer lohnen, ich habe ja gerungen gegen diese fürchterliche Liebe mit allen Kräften meiner Seele, umsonst — umsonst! Laß mich frei oder ich gehe zu Grunde!"

„Nein, Emilie, nein!" sagte Werner erschüttert aber mit hohem Ernst. „Nicht um meinetwillen beschwöre ich Dich, von dieser Forderung abzustehen, mein Weigern gilt Dir! Unterliege diesem Sturm nicht, so tief er Dich auch beugt, rette Dir Deine Zukunft! Ich sage Dir nichts über Herrn von Welly, Du liebst ihn, es würde vergeblich sein. Aber wenn

er Dich überwachte, wie eine Mutter ihr Kind, so kann doch Niemand Dich vor dem Urtheil der Welt, und, verzeih dem Worte, vor den Vorwürfen Deines eigenen Bewußtseins retten. Du, so stolz, so rein wie würdest Du es tragen, alle Welt mit spöttischen Worten über das Heiligthum Deines Innersten verhandeln zu hören, allein zu stehen jeder Verleumdung gegenüber? Denn es wird lange dauern bis er ein Recht erhält, Dich zu beschützen. Um Deine Zukunft vor Unheil zu wahren, will ich auf Alles Verzicht leisten, Du sollst die Freiheit, welche Du begehrst, bei mir, an meiner Seite finden. Du hast von mir keinen Vorwurf zu fürchten, verzichte nur auf dies Verlangen, welches Dir jetzt Ersatz für alle Leiden scheint, während es doch tausend neue in seinem Schooße trägt. Bleibe bei mir, meine Emilie, mein Kind! Denke, ich sei Dein Vater, dessen einziger Wunsch und Gedanke Dein Glück ist. Um Deines besseren Selbst willen glaube mir, höre mich, gehe nicht von mir!"

Emilie hörte ihm schauernd zu. „Schone mich!" unterbrach sie ihn endlich außer sich, „ich kann, ich darf nicht! Wie Du an mich denkst, so denke ich an ihn, die Schmerzen, die Du für mich fürchtest, fürchte ich tausendfach für ihn — treibe mich nicht dazu, daß

ich Dir sage was das heißt, meine Liebe zu Welly, daß ich Dir sage, wie Dein Edelmuth mir zum Fluch wird, wenn Du mein Flehen nicht erhörst. Merke wohl auf!" fuhr sie fort, indem sie ganz nahe an Werner herantrat, und ihre Hand auf die seinige legte, „höre mich an und begreife, daß ich bis zum letzten Hauche nicht anders fühlen werde als in dieser Stunde. Ich habe sechs Monate lang Tag und Nacht mit mir selbst gerungen, habe ihn, den ich liebe, mit erheuchelter Kälte von mir gestoßen. Ich habe gebetet und die Nächte durchweint, Alles hat nur neue Gluth in mir angefacht und als eines Tages mein Gefühl stärker war als mein Wille, und er erfuhr, wie es mit mir steht — selbst da noch wollte ich die Hoffnung festhalten, mich von dieser Liebe zu lösen. Jetzt aber ist es vorüber. Seitdem habe ich ihn angehört, und wenn seine Worte Gift waren, so haben sie mich in's Leben getroffen — ich kann nicht mehr vergessen! Wenn Du mich nicht frei geben willst, so sei Dein die Verantwortung! Könnte ich athmen ohne Tag und Nacht an ihn zu denken, meinst Du, ich wäre dann zu Dir gekommen, Dir dies Alles zu sagen? Glaubst Du, ich wüßte nicht, welches Verbrechen es ist, zu sprechen, wie ich gesprochen habe, zu fordern, was ich von Dir begehrte? Bei aller Liebe, die Du mir bewiesen,

bei Allem, was Dir heilig ist, beschwöre ich Dich: Laß mich frei!"

„Nun dann — es sei!" rief Werner, kaum seiner selbst mächtig, „und Gott erbarme sich unser!"

Emilie machte einen Schritt gegen ihn hin, als sie aber das Auge zu seinem veränderten, verstörten Gesicht erhob, entrang sich ihrer Brust nur ein dumpfer Laut; sie wandte sich um und floh in ihr Schlafzimmer.

Am folgenden Morgen verließen Herr und Frau von Werner das Haus ihrer Gastfreunde, um die Heimreise nach Wien anzutreten. Emilie war körperlich so angegriffen, daß ihr Gatte Alles vermied, was ihre Aufregung hätte steigern können. Seine Besorgnisse erwiesen sich als begründet; kaum in Wien angelangt, ward die junge Frau von einem heftigen Gehirnfieber ergriffen, und schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod.

Unter tausend widerstreitenden Schmerzen saß der geprüfte Mann an ihrem Krankenlager, und horchte den wilden Fieberphantasieen, die regellos ihrem Munde entströmten — einen Zusammenhang hatten sie doch, Welly's Name kehrte immer und immer in den Bildern wieder, die ihr aus den Fugen gerüttelter Geist ihr vormalte.

Einmal hatte Welly, der dem Ehepaare bald in die Residenz gefolgt war, sich, von unerträglicher Angst getrieben, in das Haus gewagt, um zu erfahren, wie es um die Kranke stehe, und ein Zufall ließ ihn Werner begegnen. Die Empörung, welche diesen erfaßte, als er den Mann, welcher ihm so viel Elend gebracht, seine Schwelle überschreiten sah, raubte dem sonst so würdig Besonnenen diesmal jede Fassung. Stammelnd vor Erregung, mit drohendem Blick forderte er den Eindringenden auf, sofort sein Haus zu verlassen. Konnte er auch ihr vergeben, die seit Jahren die Freude seines Lebens gewesen, deren Herzensreinheit er kannte, so vermochte er doch nicht dem Fluche zu gebieten, der ihrem Verderber galt.

Mit schwerer Sorge dachte er daran, was aus Emilie werden würde, wenn der Tod an ihr vorüberging. Er kannte sie zu wohl, um hoffen zu können, daß sie ihren Entschluß aufgeben würde, und trotz des Schmerzes, sie verlieren zu sollen, dachte er mehr an das Elend, welches ihr bevorstand, als des Unrechtes, das an ihm begangen ward. Die ernste Richtung seines Charakters, die vorgerückten Jahre, in welchen er sie zur Gattin gewonnen, hatten ihn tiefe Zärtlichkeit, nicht aber heiße Leidenschaft für sie nähren und pflegen lassen. Er begriff ihre Liebe, und deshalb

hoffte er nichts, denn er empfand, daß die Unschuld und Aufrichtigkeit ihres Wesens keine geringere Triebfeder für ihren Entschluß war, als ihre Leidenschaft. Er kannte Emiliens Gefühl für das Rechte, ihren frommen Sinn, und sagte sich, daß Alles ohnmächtig sein würde, nachdem diese gewaltigen Hebel den Sieg nicht errungen hatten. Während er sie mit dem Tode kämpfen sah, gelobte er sich, sie auf dem dornenvollen Wege ihrer Wahl zu stützen, wenn sie dem Leben erhalten bliebe. Und er erfüllte dies Gelübde — treu und opfermuthig vom Anfang bis zum Ende.

Als Emilie nach schweren Tagen zum Bewußtsein zurückkehrte, fiel ihr erster Blick auf das abgehärmte Gesicht ihres Gatten, und sobald er in ihren kämpfenden Zügen wiederkehrende Erinnerung las, beruhigte er sie mit der stillen, ernst freundlichen Bitte, ihm zu vertrauen.

Die junge Frau erholte sich sehr langsam; der zehrende Wurm in ihrem Innern, die Unmöglichkeit, Welly zu sehen, ein brennendes Verlangen, die Entwicklung ihrer Verhältnisse herbeigeführt zu sehen, und der Mangel an Muth, dieselbe zu veranlassen, Alles dies erschwerte es ihrer Jugend, den letzten Sieg über die Krankheit davon zu tragen. Werner's Feingefühl sagte ihm bald, es sei besser, das Siegel zu brechen,

welches auf ihrem gemeinschaftlichen Elend lag, und er theilte ihr schonend die Vorschläge mit, die er zur Herbeiführung einer Scheidung überlegt hatte.

Der großsinnige Mann wollte nicht, daß sie die Trennung begehren, und ihm hierdurch die Berechtigung nehmen sollte, ihre äußere Zukunft sicher zu stellen. Er schlug vor, sie möchte auf längere Zeit zu ihren Eltern reisen, worauf er nach einigen Monaten unter der Klage, daß sie sich weigere, in sein Haus zurückzukehren, auf Scheidung antragen wolle. Auf diese Weise hoffte er ihren, bis jetzt noch unangetasteten Ruf zu schonen, und äußere Entbehrung von ihr fern zu halten.

Emilie war von dieser Großmuth in solchem Grade erschüttert, daß die Vorwürfe, die sie sich machte, über alles Andere siegten. Hätte Werner sie jetzt angefleht zu bleiben, so würde sie in dieser Stunde nicht den Muth gehabt haben, noch einmal Nein zu sagen. Aber er schwieg. Er sah, welche Aufregung sie bei seinen Worten durchwühlte, und es erschien ihm unedel, ein Opfer zu fordern, das er von der, durch körperliche und geistige Leiden Geschwächten, unter Selbstvorwurf Tiefgebeugten vielleicht erhalten, aber nicht einem freien Entschlusse, sondern nur der Uebermacht des Augenblickes zu danken gehabt haben würde.

Er war der Gewährende, sie die Gedemüthigte, und nimmer wollte er von dieser Lage Vortheil ziehen. So ging der einzige Augenblick vorüber, der diese beiden Menschen, die einander werth, deren Hände einst für das Leben vereinigt worden, davor bewahrt hätte, sich unwiderruflich von einander zu scheiden.

Nach dieser letzten, peinlichen Erörterung ward der getroffenen Uebereinkunft zwischen den Gatten nicht wieder erwähnt, bis Emilie hinreichend gekräftigt war, um eine Reise in ihr Elternhaus unternehmen zu können. Dann verließen Beide Wien zusammen; Werner brachte seine Frau bis zur ersten Reise-Etappe, wo die Rekonvalescentin rasten sollte, um dann am folgenden Tage ihr nahes Ziel zu erreichen. Er selbst fuhr mit dem Nachtzuge weiter, ohne vorläufig bestimmtes Ziel.

Ehe Emilie die Heimath verließ, in welcher sie bis vor Kurzem so friedlich schöne Jahre verlebt hatte, traf sie außerhalb ihres Hauses noch einmal mit Welly zusammen. Nur kurze Augenblicke waren den Liebenden gegönnt, und alles, was sie seit der Trennung durchlitten, stand so tief in Emiliens zerstörtem Gesicht, daß der Betroffene keinen Anspruch an sie wagte, als den ihrer Treue und Ausdauer.

Als die junge Frau körperlich und geistig gebro-

chen im Elternhause eintraf, fand sie die ganze Familie ihrethalben in der größten Aufregung. Werner hatte es ihr ersparen wollen, ihren Eltern die inhaltsschwere Mittheilung selbst machen zu müssen, und schrieb ihnen deshalb noch vor ihrem Eintreffen, was zwischen ihm und seiner Frau verabredet worden. Er erklärte mit Nachdruck, daß Emilie keinen Vorwurf verdiene, und forderte ernst und bestimmt, man möchte sie in einem Entschluß nicht beunruhigen, in den er selbst zwar mit Schmerz, aber mit ungeschwächter Achtung für seine Frau gewilligt habe.

Emiliens Eltern waren aber nicht fähig, sich zur Höhe dieses Charakters zu erheben. Daß Emilie ihre Lebensstellung aufgeben sollte, ohne sich durch einen tiefen Fall derselben unwürdig gemacht zu haben, schien ihnen eben so unglaublich, als daß sich der besonnene Werner einer Leidenschaft, die kindisch oder verbrecherisch sein mußte, freiwillig fügen und auf seine Rechte widerstandslos verzichten könnte. Da sie den Glauben an ihr Kind nicht so plötzlich verlieren konnten, wälzten sie einen schweren Vorwurf auf Werner und beschuldigten ihn, irgend eine Unvorsichtigkeit Emiliens zu einem tadelswerthen Zweck zu benutzen.

In dieser Stimmung traf Emilie die Ihrigen, und als sie aus allen sie bestürmenden Fragen die

Anschuldigungen herausfand, die man auf ihren Gatten wälzte, bekannte sie in der Wärme ihres Unwillens Alles, was sie verschuldet, was sie gefordert, und er so großmüthig gewährt hatte.

Nun aber wendete sich die Anklage mit doppelter Gewalt gegen sie. Ihre Mutter, die auf ein tadelfreies Leben zurückblicken konnte, nannte sie in der ersten Aufwallung ein verlorenes Geschöpf; ihr Vater war schwer erzürnt, daß sie ihrer bevorzugten, gesicherten Lebensstellung entsagen wollte, um in zweideutiger Lage einer tadelswerthen Zukunft entgegen zu gehen. Ihre Liebe, die sie wie ein Heiligthum im Herzen trug, wurde zum Verbrechen gestempelt, ihr Entschluß zur Scheidung als ein Entschluß zur Entehrung betrachtet.

Zu Boden gedrückt von diesen Vorwürfen, unter denen einer sie mit immer neuem Gewichte traf, der, ihren Mann elend zu machen, fand Emilie kaum Kraft genug zu betheuern, daß ihre Zukunft nicht entweiht werden sollte. Als man sah, daß Vorwürfe und Härte nichts über sie vermochten, begann man, sie mit Bitten und Thränen zu bestürmen. Ihr Leben war ein fürchterliches. Zuletzt ließ sie Alles stumpf über sich ergehen und antwortete nur immer Nein auf jeden Versuch, sie von ihrem Vorsatze zurückzubringen. Erst

hier begriff sie die Seelengröße ihres Mannes in deren vollem Umfange. Er, der Gekränkte, hatte Worte der Liebe und des Erbarmens für sie gefunden, er hatte in seinem Glauben an ihren Charakter nicht gewankt, während die Ihrigen sie verurtheilten. Noch anderes Schwere gab es zu tragen. Ihr Vater gerieth in den heftigsten Zorn, sobald Welly's Name erwähnt wurde, und verbot ihr geradezu Briefe von ihm anzunehmen, und ihm zu schreiben. Jeder ihrer Schritte, jede Bestellung, die sie gab, wurde überwacht. Um nicht noch heftigere Scenen zu veranlassen, gab sie die geforderte Zusage, nachdem sie darauf bestanden, ein letztes Mal an Welly zu schreiben. Im Jammer ihres Herzens schilderte sie ihm ihre gegenwärtige Lage, und beschwor ihn, für jetzt selbst auf einen Briefwechsel zu verzichten. Von Neuem gelobte sie ausharrende Treue.

In dieser Weise vergingen drei Monate, nach deren Ablauf Emilie einen Brief von Werner erhielt, der ihr mittheilte, daß er die Scheidungsklage eingereicht habe. Von dieser Zeit an schwiegen die Vorwürfe und Bitten ihrer Eltern. Sie gaben die Hoffnung auf, das frühere Verhältniß zurückzuführen, aber Emiliens Lage verbesserte sich darum nicht. Sie lebte wie eine Geächtete in ihres Vaters Hause, man ging an ihr vorüber, als wäre sie nicht da. Manchmal,

wenn ihr in dieser Oede das Herz brechen wollte, machte sie einen Versuch, sich wenigstens ihrer Mutter wieder zu nähern, sie weicher, liebevoller zu stimmen, ach, wie unaussprechlich sehnte sie sich nach dem alten Ton der Herzlichkeit, welcher sie von der Wiege an bis zur jüngsten Zeit immer und überall umgeben hatte, welche das einzige Klima war, in dem ihre zartbesaitete Natur gedeihen konnte! Wie unaussprechlich sehnte sie sich danach, ihr müdes Haupt an die mütterliche Brust lehnen und sich dort ausweinen zu dürfen! Umsonst — sie mußte erkennen, daß ihre Mutter sie aufgegeben hatte, und es gab keine Brücke über die Kluft fehlenden Verständnisses hinweg.

Während der Dauer des Scheidungsprozesses wurde die Lethargie ihrer Existenz zweimal durch die qualvolle Nothwendigkeit unterbrochen, mit ihrem Gatten vor Gericht zusammenzutreffen. Die Gründe, welche dem Verlangen der Scheidung untergelegt waren, erschienen ungenügend, der Vorsitzende, ein langjähriger Freund von Emiliens Eltern, mochte den Fall, soweit ihm ein Privaturtheil zustand, durch deren Augen ansehen, und dieser Anschauung eine gewisse Einwirkung auf den Gang der Angelegenheit einräumen — genug, viele Schwierigkeiten wurden erhoben, und der Ausgang verschleppte sich von Monat zu Monat. Endlich

entschied sich der Proceß der Absicht des Klägers gemäß; die Scheidung wurde ausgesprochen.

Noch einmal traf Emilie unmittelbar nach diesem Spruch des Gerichtes mit ihrem Gatten zusammen. Wortlos, halb ohnmächtig, beugte sie ihr Haupt vor ihm, sie wagte nach dem ersten Blick auf dies gefurchte, altgewordene Gesicht, kein zweites Mal zu ihm aufzuschauen. Werner legte einen Moment seine Hand auf ihren Scheitel, auch er fand kein Wort, bis er endlich den Arm leicht um die wankende Gestalt legte, und ihre Stirn flüchtig mit den Lippen berührte. „Gott segne Dich!“ war sein Scheidegruß.

Emiliens sehnsüchtiges Verlangen war, das Haus ihrer Eltern zu verlassen und sich einen Aufenthaltsort zu wählen, wo Niemand ihre Verhältnisse kannte. Trotz der schonenden Vorsicht, womit Werner diese Angelegenheit handhabte, waren doch Gerüchte ins Publikum gedrungen, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen. Der Neugierde und den Urtheilen der Menge in ihrer Heimath ausgesetzt zu bleiben, schien Emilien allzu peinlich, sie sandte daher ihre Gedanken nach einer Zuflucht aus, wo sie wenigstens ungestört traurig sein dürfte.

Ihre Wahl fiel auf eine Dame, mit der sie wäh-

rend der ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Wien in häufiger Verbindung gestanden hatte, und die seit etwa zwei Jahren durch den Tod ihrer beiden Kinder veranlaßt worden war, einen Landsitz in der Nähe von Prag zu beziehen, wohin liebe Erinnerungen sie riefen. An diese würdige Frau schrieb Emilie, machte sie mit allen ihren Verhältnissen bekannt und fragte, ob sie für einige Zeit bei ihr eine Heimath finden könnte.

Die Hoffnung, die sie auf die Zuneigung und vereinzelte Stellung dieser Freundin gebaut hatte, erwies sich als begründet; in kurzer Zeit langte ein Brief an, der Frau von Handel als Vorläufer diente, die, von ihrem Zartgefühl geleitet, selbst kam, die junge Frau abzuholen.

Auf's Neue verließ nun Emilie ihr Vaterhaus — ach, um wie viel unglücklicher als das erste Mal! Das milde Wesen ihrer Begleiterin trug indessen viel zu ihrer Beruhigung bei und richtete vor allem ihre Selbstachtung wieder auf. Frau von Handel war eine jener seltenen Frauen, die bei voller Tadellosigkeit des eigenen Lebens doch ein mildes Urtheil über die Schwächen Anderer besitzen. In ihren Augen sühnten die Schmerzen, von denen sie Emilie niedergedrückt sah, Alles, was ihr streng rechtlicher Sinn im Benehmen der jungen Frau nicht billigen konnte. Selbst

vom Schicksal schwer geprüft, war sie tief empfänglich für die Leiden Anderer, und ermessend, daß man dem armen Menschenherzen nicht zu viel aufbürden dürfe, veranlaßte sie selbst, daß während der Dauer der Reise Welly unter ihrem Schutz mit Emilie zusammen traf. Dagegen forderte sie auch, daß diese Zusammenkunft sich nicht wiederholen dürfe, bis Welly eine Stellung errungen habe, die es ihm möglich mache, sich mit der Geliebten zu verbinden.

Mit Ungestüm widersetzte sich der junge Mann dieser Forderung. Emilie bat ihn aber so flehendlich, ihren Ruf zu schonen, Alles, was sie um ihn gelitten hatte, stand in so tiefen Zügen auf dem reizenden Gesichte, daß er es nicht vermochte, ihren Wünschen zu widerstehen. Feurig nannte er diese Entbehrung einen neuen Sporn, Alles zu thun, um die Zukunft zu sichern, und mit Zuversicht suchte er ihre Thränen mit der Betheuerung zu stillen, daß er ihr bald ein ihrer würdiges Loos bereiten würde.

Nach dem letzten Schmerz einer jedenfalls jahrelangen Trennung von dem Geliebten verließ Emilie alle Kraft so ganz und gar, daß Frau von Handel oft mit Bangigkeit die todtenähnliche Ruhe beobachtete, die an die Stelle der früheren unaufhörlichen Aufregung getreten war. Voll Rücksicht hatte sie der jungen

Frau für die erste Zeit des Aufenthaltes in ihrem Hause völlige Einsamkeit vorbereitet, und suchte sie nur nach und nach wieder für äußere Eindrücke und Interessen empfänglich zu machen. Die heftigen Gemüthsbewegungen der jüngsten Zeit hatten aber unverwüstliche Spuren in Emiliens ganzem Wesen zurückgelassen. Noch nach Verlauf von Monaten wich sie mit krankhafter Scheu vor jeder Berührung mit der Außenwelt zurück. Ihre erschütternden Erinnerungen hatten ganz Besitz von ihren Gedanken genommen und gewannen eine um so größere Macht, als sie dieselben schweigend in sich begrub und verlernt hatte, sich auszuweinen.

Inzwischen hatte Eduard von Welly mit kräftiger Hand begonnen, die Richtung seiner Zukunft festzustellen. Sein erster Schritt bestand darin, seinen Abschied zu nehmen, denn von jeher war seine Stellung bei der Armee nicht nach seinen Wünschen gewesen. Der zweite Sohn einer vornehmen Familie, deren bedeutende Besitzthümer als Fideicommiß auf seinem älteren Bruder hafteten, war er darauf angewiesen, sich dem Staatsdienste zu widmen. Seine erste Wahl war die cameralistische Laufbahn; er hatte seine Studien mit Auszeichnung vollendet, und eine Anstellung nach seinen Wünschen war ihm bereits zugesagt, als

er sich in einer Abendgesellschaft bei einem seiner eifrigsten Protectoren zu einem Gespräch politischen Inhalts hinreißen ließ und in so schonungsloser Weise die herrschenden Zustände beurtheilte, daß der ganze Einfluß seiner hochgestellten Beschützer aufgeboten werden mußte, um ihn ernsten Unannehmlichkeiten zu entziehen. Die nächste, nicht abzuwendende Folge war der Verlust des ihm zugedachten Postens, und seine ganze Carriere schien durch seine Unvorsichtigkeit vernichtet. Ohne Vermögen und Aussichten entschloß er sich ein Offizierspatent anzunehmen, was ihm aus besonderer Rücksicht für seine Familie geboten ward.

Als seine jetzige Lage es ihm wünschenswerth machte, von den früher erworbenen Kenntnissen und Talenten Gebrauch zu machen, hatte eben eine politische Krisis die Hindernisse, die ihm bisher entgegen standen, aus dem Wege geräumt. Ein Wechsel des Ministeriums hatte stattgefunden, talentvolle Männer, die seiner Richtung angehörten, fanden die günstigste Aufnahme, und es fehlte Welly nicht an Gönnern, die seine Fähigkeiten zu schätzen wußten.

Nach einigen Monaten gelang es ihm, in der neueingeschlagenen Carriere festen Fuß zu fassen, und sobald er Gelegenheit fand, seine Thätigkeit und seinen

eisernen Fleiß geltend zu machen, war es nicht mehr schwer für ihn, vorwärts zu kommen, um so mehr, als er einen alten Namen trug. Er wurde nach einiger Zeit zu dem Posten eines Unter-Staatssecretärs ernannt.

Während der zwei Jahre, die ihn zu dieser Stufe führten, war seine Correspondenz mit Emilie ohne Unterbrechung fortgesetzt worden. Obgleich die Stellung, die er jetzt einnahm, ihm eine Heirath möglich gemacht haben würde, lag doch noch eine Last auf ihm, die nach Emiliens eigenem Wunsche erst abgewälzt sein sollte, ehe sie sich verbanden. Er hatte während seiner Dienstjahre als Offizier nicht unbedeutende Schulden gemacht, was bei seiner Art zu leben fast unvermeidlich gewesen, nun aber eine lästige Fessel für ihn war.

Wiederholt hatte er in dieser Zeit Emiliens Einwilligung zu einem Zusammentreffen mit ihr gefordert, erst mit leidenschaftlicher Bitte, später, als die Weigerung wiederholt ward, mit Vorwürfen, Zweifeln und Unmuth. Emilie würde auch nicht die Kraft gehabt haben, seinem Drängen zu widerstehen, wäre nicht die Festigkeit der Frau von Handel fast zur Strenge in diesem Punkte geworden. Die Dankbarkeit, mit der Emilie der trefflichen Frau ergeben war, die Rücksich-

ten, deren sie sich ihr gegenüber schuldig fühlte, hielten sie davon zurück, etwas gegen ihren Rath zu thun. Je mehr die Aussichten zu einer Verbindung der Liebenden stiegen, desto ernster bat Frau von Handel die junge Frau, ihren Ruf für den Namen zu schonen, den sie bald zu führen hoffte, und erklärte mit Festigkeit, daß in ihrem Hause und mit ihrer Zustimmung eine ähnliche Zusammenkunft niemals stattfinden sollte.

Emilie fügte sich, aber die bitteren Worte ihres Geliebten vernichteten den Rest ihres Lebensmuthes. Sie wurde immer stiller und trüber, ein leises, aber beständiges Kränkeln wirkte drückend auf ihre Stimmung, und zuletzt wagte sie kaum mehr, an das Leben und die Menschen irgend einen Anspruch zu erheben. Ihre Briefe nahmen das Gepräge dieser Seelenstimmung an; zwar ließ sie keine Klage laut werden, aber der warme lebendige Hauch der Leidenschaft, der sonst aus ihren Worten sprach, hatte einer krankhaften Schwärmerei Platz gemacht, die Welly um so unbehaglicher berührte, als er gerade jetzt das Leben reicher und kräftiger umfaßte als je. Ihr Bild fing an, vor den neuen, bedeutenden Interessen, die ihn beschäftigten, langsam zurückzuweichen.

Der Ehrgeiz, der bereits in seiner frühsten Jugend einen großen Platz in seinem Geiste eingenommen

hatte und nur durch die Macht der Umstände zurückgedrängt worden war, erwachte unter seinen jetzigen Verhältnissen mit doppelter Stärke. Die gegenwärtige Lage der Dinge berechtigte Männer von Talent und Willenskraft zu den kühnsten Ansprüchen; Welly ergriff mit allem Feuer seines energischen Naturells die liberalen Tendenzen der Gegenwart. Seine kühne Phantasie, seine scharfe Beurtheilungskraft fanden ein reiches Feld der Thätigkeit in den Forderungen, die eine Zeit voll bedeutender, allgemeiner Interessen stets an den Einzelnen stellt.

In dieser Periode überströmender Lebensfülle trat er auch wieder in die gesellige Welt ein, was er in der ersten Zeit aus Rücksicht für Herrn von Werner ganz vermieden hatte. Derselbe hatte aber Wien nach Regulirung seiner Angelegenheiten für immer verlassen, die Gerüchte, die Welly's Namen mit der Scheidung der Frau von Werner in Verbindung gebracht hatten, waren nach und nach verstummt, da man den jungen Mann Wien jahrelang nicht verlassen sah, und so folgte er den wiederholten Aufforderungen, welche ihn in die geselligen Kreise zurückzogen, nicht ungern. Er ward überall mit erhöhter Auszeichnung aufgenommen und von den exclusivsten Kreisen gesucht.

Vor Allem war ihm das Haus des Ministers

von Wangenheim angenehm, und er machte häufig Gebrauch von der Freiheit, es zu besuchen, da es sich durch einen fein gewählten Cirkel und eine höchst liebenswürdige, wenn auch schon matronenhafte Hausfrau auszeichnete. Als er einst wieder einen Abend dort zubrachte, fesselte gleich beim Eintritt eine neue Erscheinung seine Aufmerksamkeit, deren Schönheit ihn frappirte, und der er durch den Minister alsbald vorgestellt ward.

Clara, die einzige Tochter des Hauses, war eben von einer großen Reise zurückgekehrt, die sie nach ihrem Austritt aus der Pension mit einer Verwandten unternommen hatte. Sie war eine herrliche Blondine, groß, voll und im reinsten Ebenmaß gebaut, ihr frisches, aber ausgezeichnetes Gesicht fesselte durch eine ungewöhnlich schöne Stirn, einen spöttischen Mund und so taubenhaft sanfte Augen, daß ihr Blick diesen übermüthigen Lippen niemals Recht gab. Während Welly sich mit ihr unterhielt, entdeckte er einen ihren Jahren vorangeeilten Geist von so pikantem Gepräge, daß er voll Interesse ihren Worten folgte und sich den ganzen Abend über dabei ertappte, die Art und Weise zu beobachten, wie sie ihre kleinen Gnaden austheilte oder entzog.

Von den meistens über eine Form gegossenen Er-

scheinungen der übrigen Damenwelt ziemlich gelangweilt, überließ sich Welly dem Reiz, den dies lebhafte, geistvolle Mädchen über ihn ausübte. Ohne sein Herz dabei betheiligt zu fühlen, suchte er sie überall auf, zeichnete sie aus und überhäufte sie mit den tausend kleinen, namenlosen Aufmerksamkeiten, die in den Augen der Welt so viel bedeuten. Je länger dieser Verkehr dauerte, je mehr Clara's Gunst von vielen Seiten gesucht wurde, desto empfänglicher wurde seine Eitelkeit für die offenkundige Auszeichnung, womit sie ihn aufnahm. Eine gewisse Aufregung fing an sich seiner zu bemächtigen.

Unmerklich gewann das Interesse, welches ihm das junge Mädchen einflößte, eine so bedeutende Herrschaft über seiue Gedanken, daß er sich dieselbe eingestehen mußte. Zwar wies er die Vorwürfe, die sein Herz ihm machte, mit Unmuth von sich, aber wenn ein neuer Brief von Emilie ankam, der trotz dem zarten Geist, der ihn dictirte, doch durch seine Mattheit einen unvortheilhaften Contrast mit dem frischen, lebensvollen Wesen Clara's bildete — wenn er bei jedem leisen Versuch, sich aus den Fesseln zurückzuziehen, die er sich selbst so leichtsinnig übergeworfen hatte, Clara's reizendes Gesicht erbleichen, ihren Uebermuth in die unterwürfigste Weichheit übergehen sah, so fehlte ihm

der feste Wille, sich aus der Bestrickung dieser Verhältnisse loszureißen. Er wies alle störenden Gedanken ab und überließ sich blind dem Zauber der angenehmen Gegenwart.

Ein ganz unerwartetes Ereigniß rüttelte ihn aus seinem Selbstvergessen auf. Er erhielt die Nachricht, daß sein älterer Bruder durch einen Sturz vom Pferde plötzlich um's Leben gekommen war, ein Unglücksfall, der ihn, da derselbe kinderlos starb, plötzlich in eine glänzende Lage versetzte.

Hier war, zu seiner Ehre sei es gesagt, sein erster Gedanke Emilie. Die Möglichkeit, dem Schwanken und der Unsicherheit seines Verhältnisses zu ihr sogleich ein Ende machen zu können, rief ihr liebliches Bild lebhaft vor seine Seele und weckte lebendige Sehnsucht, sie endlich wiederzusehen und besitzen zu dürfen.

Sobald seine erste Aufregung sich beruhigt hatte, eilte er zum Minister, um ihm die Veränderung seiner Aussichten mitzutheilen und sich Urlaub zu erbitten, da seine Anwesenheit am Orte des Todesfalles augenblicklich nothwendig war. Als er ausgesprochen hatte, faßte Herr von Wangenheim seine Hand und sagte mit Wärme: „Nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunsch, lieber Welly. Dürfte ich ihm doch die Hoffnung zugesellen, daß Ihre jetzigen Verhältnisse Sie

nicht veranlassen möchten, Ihre Talente dem Staate zu entziehen. Kehren Sie bald wieder zu uns zurück", fügte er mit einem bedeutungsvollen Blicke zu; „ich hoffe mit Bestimmtheit, daß wir Sie wiedersehen werden, und wünsche Ihnen mit doppeltem Vergnügen eine frohe Zukunft, denn Ihre Wünsche sind vielleicht auch die meinigen."

Bei dieser directen Anspielung auf Absichten, die ihm in diesem Augenblicke so fern lagen, verlor Welly die Fassung, da er sich sagen mußte, daß sein Benehmen gerechte Ursache zu derselben gegeben habe. Mit ziemlicher Unsicherheit verabschiedete er sich bald darauf von den Damen; Clara's trauriges Gesicht verwirrte ihn und weckte die Sympathie, die ihn zu ihr zog, auf's Neue mächtig genug, um den Enthusiasmus der vorigen Stunde bedeutend niederzudrücken.

Bei der Ankunft auf seinem neuen Erbe empfing ihn eine Masse von Geschäften und verwickelten Angelegenheiten, die ihn auf lange Zeit in Anspruch nahmen. Von hier aus schrieb er an Emilie, theilte ihr seinen Glückswechsel mit und bereitete sie auf seine baldige Ankunft vor, wozu die jetzige Lage der Dinge ihn berechtigte. Während er schrieb, zauberte seine Phantasie ihm ihre reizende Schönheit so lebhaft vor das innere Auge, daß er die alte Gluth wieder=

fand und mit feurigen Worten vom nahen Wiedersehen zu ihr sprach. Jeder neuere Eindruck erblaßte vor der lebhaften Erinnerung, die in seiner jetzigen Einsamkeit ihr Bild mit den lieblichsten Farben malte. Ihre frische, mädchenhafte Heiterkeit, die ihn in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft so entzückt hatte, ihre bei aller Zartheit so große Willenskraft, ihr Geist, ihre Unterhaltungsgabe, ihr reiches Gemüth — alles dieses wachte in tausend kleinen Zügen in seinem Andenken auf, und als endlich der rasche Wagen ihn zu ihr trug, klopfte sein Herz mit dem alten Feuer hoch auf.

Eben so glühend erregt, aber weniger freudig sah Emilie seiner Ankunft entgegen. Als sie seinen letzten Brief erhalten hatte, als ihre mütterliche Freundin mit Freudenthränen ihre Stirn küßte und ihr Glück und Segen wünschte, da genoß sie einen Moment so vollständiger Glückseligkeit, daß sie Alles vergaß, was sie jemals gelitten hatte. Solche Augenblicke erhabenster Freude geben einen Begriff und Vorgeschmack der ewigen Seligkeit! Das völlig befriedigte Herz fühlt, daß es einen Zustand geben muß, wo diese Regungen, die nur selten, bei manchen Menschen nie zum Durchbruch kommen, einst einen weitern Spielraum, eine gesicherte Dauer finden müssen, daß der Geist,

der so übermenschlichen Aufschwungs fähig ist, im Menschenleben viele seiner besten Kräfte nicht zur Entwicklung kommen sieht. Kurz, wie immer, war auch bei Emilien dieser überwältigende Freudesturm; plötzlich fiel ein Gedanke schwer und eisig dazwischen — er wird kommen, flüsterte ihr Herz, aber wird er mich auch noch lieben? Ein erlöschender Blick in den Spiegel zeigte ihr ein verblühtes Antlitz, vor dem sie erschrak, wie vor einem Gespenst, und die begeisterte Freude, die ihr für einen Augenblick alle Schönheit zurückgegeben hatte, starb vor diesem Gedanken.

Endlich kam die Stunde, die mit so großem Herzklopfen, so mächtiger Gemüthsbewegung erwartet wurde. Da jetzt Emiliens Verbindung mit Welly nahe bevorstand, hatte Frau von Handel sie ermächtigt, ihrem Verlobten ein Zimmer in ihrem Hause anzubieten, da sie auf dem Lande wohnte, wo ein täglicher Besuch von Prag aus mit mehr Aufsehen verknüpft war, als wenn er einfach bei der gastfreundlichen alten Dame abstieg.

Als der leichte Wagen durch das Thor rollte, fühlte Emilie sich einer Ohnmacht nahe. Zitternd, mit gefalteten Händen und klopfendem Herzen, erwartete sie des Geliebten Eintreten, endlich, endlich öffnete sich die Thür, Welly stürzte herein und sank zu Emi-

liens Füßen. Bebend, außer sich ruhte sie in seinen Armen und drückte ihr Gesicht gegen seine Brust. Welly war gleich ihr in mächtiger Bewegung, aber als der erste Sturm ihrer Gefühle vorüber war, als sie zuerst einander Auge in Auge gegenüber standen, fuhr er zurück, er sah sie wieder und wieder an, erblaßte und verstummte, endlich faßte er sie mit einer Bewegung der Angst in die Arme und rief: „Um Gotteswillen, Emilie, bist Du krank gewesen?“

„Nein“, erwiderte sie erbleichend, „ich habe mich nur gegrämt.“

„Armer Engel“, sagte er matt, „das war um meinetwillen, aber ich will Dir vergelten.“ Auf's Neue überschüttete er sie mit zärtlichen Worten, mit Verheißungen einer seligen Zukunft; Emilie hörte ihm mit einer Empfindung zu, die sie festzuhalten strebte, wie ein Armer einen süßen Traum. Es war ihre letzte glückliche Stunde.

Als sich Welly nach diesem ersten Wiedersehen allein fand, als der aufregende Einfluß der alten Erinnerungen vorüber war, fühlte er solche Mattigkeit, solche Entzauberung, daß er die Augen vor seinen eigenen Gedanken schloß, denn sie schienen ihm ein Abgrund. Was war aus diesen Reizen geworden, die ihn einst so mächtig gefesselt hatten? Kaum ver-

mochte er aus den verblühten, zergrämten Zügen Emiliens jene bezaubernde Frau wieder herauszufinden, die er vor wenig Jahren verlassen hatte.

Mit allen Kräften suchte er diesen Eindruck los zu werden. Er richtete seine Gedanken auf ihre schrankenlose Ergebenheit für ihn, auf ihren liebenswürdigen Geist, ihr zartes, reiches Gemüth, er suchte sich zu bereden, daß das Zusammensein mit der einst so heiß Geliebten das erloschene Gefühl wieder anfachen würde, denn er war ein Mann von Ehre, und sie hatte seinetwegen ihre ganze Existenz hingegeben. Aber ach! die verlorene Illusion kam nicht wieder, und statt auf's Neue zu erwachen, sanken seine Sympathien für Emilie mit jedem Tage mehr.

Nicht allein ihr Aeußeres fand er verändert, auch ihr ganzes Sein und Wesen. Die vollständige Isolirung, die ihr reizbares Zartgefühl ihr seit ihrer Scheidung zum Bedürfniß machte, hatte mit ihrer trüben Stimmung zusammengewirkt, um sie ganz in sich selbst versinken zu lassen. Ihre angeborene Heiterkeit war unter den tiefen Leiden, die sie getragen, unter anhaltender Kränklichkeit so ganz vernichtet worden, daß selbst Glück und Hoffnung sie nicht auf's Neue zu beleben vermochten. Schon vor Eduard's Eintreffen war die Furcht, seine Liebe zu verlieren, ein heimischer

Gedanke bei ihr geworden, und darum vermochte sein Versuch, sie über sein Gefühl zu täuschen, nicht, sie vor den furchtbaren Zweifeln zu schützen, als diese gefürchtete Wirklichkeit da war. Dieser nagende Zweifel machte die unglückliche Frau äußerst befangen und unsicher in Welly's Gegenwart; sie wagte kaum ihrer Liebe Worte zu geben, obgleich sie dieselbe leidenschaftlicher empfand als je.

Mit jedem Tage fühlte der junge Mann sich unglücklicher. Er sprach von Hochzeit, von Freude und Zukunft, schon war der Zeitpunkt ihrer Verbindung festgesetzt, aber eine tiefe Bitterkeit, sogar ein aufkeimender Groll gegen die arme Emilie füllten sein Herz. Obgleich seine Worte sie hätten befriedigen können, fühlte sie doch, wie es stand. Wenn zwischen zwei Menschen, die sich so nahe stehen, eine innere Scheidewand aufwächst, so ist das etwas Fürchterliches. Die Veränderung tritt erst so leise auf, daß sie kein Recht zu Vorwürfen oder Klagen giebt — es ist etwas, das man nicht sieht, aber fühlt, das sich, sobald man darüber sprechen will, in eigene, kränkliche Laune aufzulösen scheint. Aber das Herz läßt sich nicht bereden, ruhig zu sein, sein leiser Ruf tönt ruhelos herauf, und manchmal bricht ein scharfer Schrei hervor, der sich den Glauben erzwingt. Das eigene tiefe Herz

weiß, wann es elend sein muß, und in Emilien rief es immer lauter: Du wirst nicht mehr geliebt! Ihre Angst stieg zu einem so hohen Grade, daß sie sich zuletzt unfähig fühlte, diese Qual zu tragen. Sie faßte den Entschluß, sich um jeden Preis Klarheit über Welly's Gefühle zu verschaffen.

Matten Schrittes, aber fest entschlossen betrat sie eines Tages Eduard's Zimmer, um ihm zu sagen, daß sie an keine Zukunft mehr glaube, um ihm zu sagen, er sei frei. Er war nicht da. Zum Tode erschöpft, stützte Emilie sich auf seinen Schreibtisch, um ihn zu zu erwarten, da fiel ihr Auge zufällig auf einen angefangenen Brief und traf ihren eigenen Namen. Eine brennende Neugierde bemächtigte sich ihrer. Mit bebender Hand nahm sie das Blatt auf und las folgende Worte:

„Mein lieber Freund!

Wenn ich Dir noch nicht von hier aus geschrieben habe, wie ich doch versprach, so geschah es, weil ich in einer jener Stimmungen bin, über die zu sprechen fast noch mehr Muth gehört, als sie zu ertragen. Du weißt, mit welchen Hoffnungen ich diese Reise antrat — wie wirst Du es aufnehmen, wenn ich Dir sage, daß sie zerstört sind! Ich habe Emilie wieder gefunden, aber wie! Verwelkt, abgestumpft,

körperlich und geistig verändert bis zur Unkenntlichkeit. Kaum ertrage ich den Gedanken an die Zukunft. Was könnte sie mir bieten, wäre ich frei! Jetzt ist sie eine grausame Fessel. Wenn die Ehre mich nicht bände, wenn ich noch zurück könnte — aber das ist unmöglich.“ — —

Als die unglückliche Frau bis hierher gelesen hatte, brach sie in krampfhaftes Lachen aus und stürzte, das Blatt in der Hand, aus dem Zimmer, aus dem Hause. Ihre Gedanken verwirrten sich, es war ihr als würde sie verfolgt, sie lief weiter, immer weiter, bis endlich Kraft und Besinnung sie völlig verließen, und ihre fühllose Gestalt am Wege niedersank.

Etwa eine Stunde später fuhr ein Reisewagen diese Straße entlang. Der Anblick einer elegant gekleideten Dame ohne Hut und Shawl, allein und ohnmächtig, in geringer Entfernung von Prag, mußte den Inhabern desselben auffallen. Sie hielten an, nahmen die junge Frau in ihren Wagen auf und brachten sie nach Prag in ein Gasthaus. Die Sorgfalt, die dort auf sie verwendet ward, brachte die Unglückliche bald wieder zu sich — kein wohlthätiger Schleier bedeckte ihr Elend mehr, mit voller Macht kehrte die Erinnerung wieder. So sehr auch Bewußtsein und Kraft sie

verlassen hatten, als der furchtbare Stoß von geliebter Hand sie traf, eben so mächtig wuchs ihre Energie aus den Ruinen ihrer zerstörten Liebe empor. Mit klarer Willenskraft überdachte sie die Schritte, die sie jetzt thun wollte. Ihr empörtes Gefühl ertrug den Gedanken nicht, je wieder auf irgend eine Weise mit Welly in Berührung zu kommen.

Sie sandte nach dem Prager Banquier, an den Werner die Gelder angewiesen hatte, die sie regelmäßig bezog, und ließ sich von ihm die Summe auszahlen, deren sie zu ihrem Vorhaben bedurfte. Dann schrieb sie mit fester Hand einige Zeilen an Frau von Handel, der sie das Vorgefallene andeutete. Sie sprach ihr den wärmsten Dank für alle empfangene Güte aus, verschwieg aber selbst ihr, wohin sie gehen würde. Nachdem sie diesen Brief dem Banquier mit der Bitte übergeben hatte, ihn durch einen Boten an die Adresse zu befördern, ließ sie sich einen Wagen besorgen und verließ Prag noch an demselben Nachmittag.

Während der ersten Stunden ihrer Abwesenheit aus Frau von Handel's Hause ward sie dort nicht vermißt, da sie die Gewohnheit hatte, die Morgenstunden in ihrem Zimmer zuzubringen. Welly vermißte allerdings, sobald er von einem kurzen Gang zurückkam, sogleich seinen angefangenen Brief und

konnte ein höchst unbehagliches Gefühl nicht entfernen. Als zur Mittagszeit Emilie umsonst in Haus und Garten gesucht ward, als Stunden vergingen, ohne sie zum Vorschein zu bringen, und die Unruhe der Frau von Handel zu immer lebhafterer Sorge stieg, weckte dieser Umstand eine namenlose Angst in seiner Seele. Endlich gestand er in seiner heftigen Aufregung der Frau von Handel, was vorgefallen war, und sie, die Emiliens Reizbarkeit, ihre stets erhöhte Gemüthsstimmung kannte, theilte seine Besorgnisse im höchsten Grade. Welly stieg eben zu Pferde, um die Umgegend zu durchstreifen, als ein Bote Emiliens Brief überbrachte, der allen Zweifeln eine trostlose Lösung gab.

Er begann Emilie zu suchen, nach allen Seiten, nach allen Richtungen. Er verfolgte die Spur, die sich ihm von Prag aus bot, mit peinlicher Spannung, aber bald verlor er jeden Anknüpfungspunkt; es schien, als habe die junge Frau mit scharfsinniger Besonnenheit Mittel gefunden, jede Spur zu verwirren.

Nach wochenlangen vergeblichen Nachforschungen kehrte Welly endlich entmuthigt und freudlos auf seine Güter zurück.

Etwa zwei Jahr später fuhr ein eleganter Wagen

mit zwei herrlichen Rappen bespannt in Eger ein und hielt vor dem besten Gasthofe an. Ein junger Mann von vornehmer Haltung sprang aus dem Schlage und hob eine Dame von glänzender Schönheit heraus. In der Art, wie sie sich auf seinen Arm stützte und wie ihre hübschen, scheuen Blicke die seinigen suchten, erkannte man die schüchterne Liebe einer kaum zur Frau gewordenen Braut. Er selbst war mit zärtlicher Sorgfalt um sie bemüht, doch trug sein abgespanntes Gesicht nicht den Wiederschein so vollständigen Glückes als das ihrige.

Als er mit ihr die Treppe hinaufstieg, kam ihnen ein alter Herr entgegen, der mit gebeugtem Haupte und, wie es schien, von schweren Gedanken erfüllt, nicht von der Erde aufsah. Bei seinem Anblick erbleichte und schwankte der junge Mann, in diesem Augenblick sah der Aeltere auf und fuhr mit einem lauten Ausruf zurück. Als er sich von der ersten Bewegung erholt hatte, nahmen seine Züge einen furchtbaren Ausdruck an; er ergriff den Arm des Ankömmlings und sprach mit eisigem Ernst: „Kommen Sie mit mir, Herr von Welly!“ Als jener betroffen zurückwich, rief der Greis mit schrecklicher Stimme: „Elender, Du mußt!“

Von einer furchtbaren Angst erdrückt, fast willen=

los folgte Eduard Welly seinem Führer, der ihn über die Straße in das gegenüber liegende Haus zog. Ohne ein Wort zu sprechen, führte er ihn dort die Treppe hinauf, indem seine Hand mit eisernem Griff den Arm des jungen Mannes festhielt, und öffnete die Thür eines kleinen Zimmers. Von unheimlicher Ahnung betroffen, hatte Welly die Hand seiner jungen Frau losgelassen, die stumm und bestürzt Beiden folgte.

Der alte Mann zog Welly in den Hintergrund des Zimmers, und indem er von dem dort befindlichen Bett den Vorhang zurückwarf, rief er mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes: „Da sieh Dein Werk!"

Noch einmal stand Welly vor Emilien. Zu Asche erbleicht, mit wankenden Knieen stand er da, und sein Blick wurzelte auf dem abgezehrten Antlitz der Geschiedenen. Friede und Verklärung leuchteten von dem ruhigen Gesicht, ein Lächeln voll Milde umschwebte die erblaßten Lippen, und die bleichen, feinen Hände lagen gefaltet auf ihrer Brust.

Nach einer tödtlich langen Pause erhob sich Werner und sprach mit unnatürlicher Ruhe: „Vor zwei Jahren ließ der Zufall mich mein Weib hier finden — es war wenige Monate, nachdem Sie ihr den

Todesstoß gegeben hatten. Gott sei Dank, sie gab zu, daß ich bei ihr blieb. Zwei Jahre lang sah ich dies holde Geschöpf vor meinen Augen langsam dem Tode zuwelken, ein Opfer nagenden Grams. Während dieser Zeit habe ich jeden Tag in meinem Herzen gelobt, an Ihnen, der sie zu Grunde gerichtet hat, eine heilige Rache zu nehmen — ich wartete nur, bis sie meiner nicht mehr bedurfte. Aber fürchten Sie nichts", fuhr er mit bitterm Ton fort, „Sie sind sicher. Der Mann, den Sie beleidigt, dem Sie nicht nur sein Alles geraubt, sondern es nachher wie ein werthloses, abgenütztes Spielzeug bei Seite gestoßen haben, dessen Haar Ihre Schuld bleichte, dessen Glück durch Sie in Jammer verwandelt ward — er wird Ihnen nichts anhaben, denn ich habe es dieser Verklärten in ihrer Sterbestunde gelobt. Ihnen zu vergeben vermag ich nicht, aber ich überlasse Sie Ihrem eigenen Gewissen und der Hand Gottes, die Sie auch heut diesen Weg geführt hat! Gehen Sie, verlassen Sie diese Stätte, die Ihre Gegenwart entheiligt, und vergessen Sie, was Sie hier gesehen — wenn Sie es können!"

Mit diesen Worten begrub der alte Mann sein blasses Gesicht in den Kissen des Sterbelagers.

Wie von Furien verfolgt floh Welly aus dem

Hause, ohne auch nur die todtenbleiche Clara zu bemerken, die ihm halb bewußtlos folgte.

Welly ist ein berühmter Staatsmann geworden und steht an der Spitze einer glänzenden, reichbegabten Familie, aber niemals hat man ihn wieder lächeln sehen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Linz, Amélie,

Frauen-Liebe und Leben Erzählungen

Bd.: 1

Leipzig (1876)